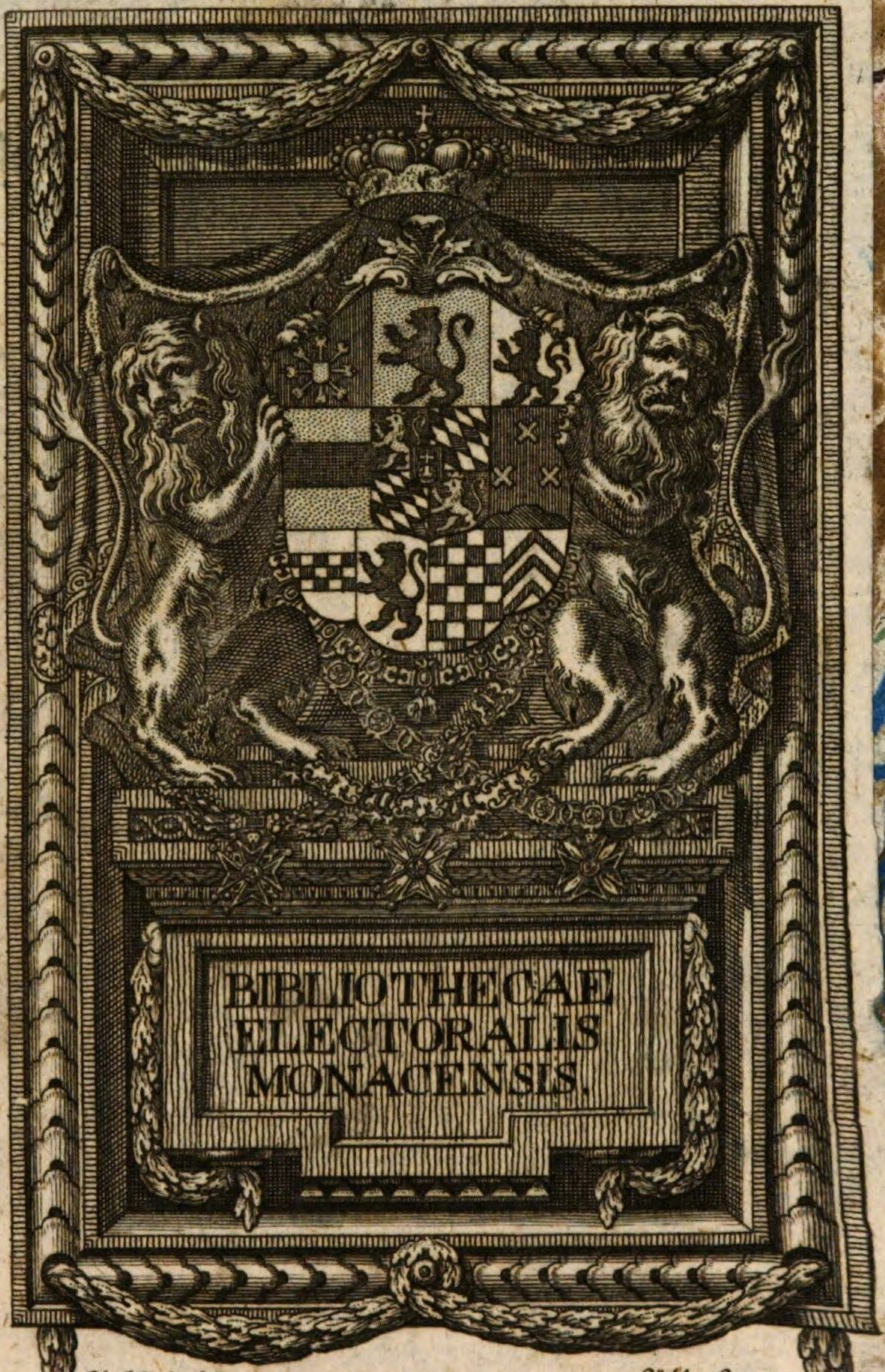

Ch. Wink. del. Söckler sc. 1779.

gall riv. 317

Duvau

H. P. 2327. a.
H. P. 2327 a.

Wie fand ich mein Vaterland wieder im Jahre 1802?

Von

August Duvau.

R

Schnorr v. K. del 1803. G. Frosch fc.

Leipzig, bey G. J. Göschen. 1803.

98
L

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Herrn

Geheimen Kirchenrath

G r i e s b a c h

zum Zeichen

seiner innigsten Verehrung

und Dankbarkeit

der Verfasser.

Ein Wort an den Leser.

Ich wünsche, daß man dieses Werkchen, von dessen Unvollständigkeit ich mehr als irgend Einer überzeugt bin, aus dem rech- ten Gesichtspunkte betrachten möge. Es ist eine Folge von tröstlichen Ansichten, die ich mir während meines kurzen Aufenthalts

in meinem Vaterlande sammelte. Ich glaube fest, daß man des Guten wenigstens so viel als des Bösen in der Welt findet. Jede schändliche That erzeugt mehr als Eine schöne Handlung: möchten die Menschen doch nur für diese so viel Augen haben, als für jene! Meine Ansicht der französischen Revolution ist vielleicht nicht ganz neu, für den unbefangenen Selbstdenker gewiß nicht. Ich fand aber einen Trost darin, und würde mich sehr freuen, wenn ich durch diese kleine Schrift zur Beherzigung des guten Theils der Revolution, und zur richtigern Schätzung des bessern Theils der Nation etwas beytragen könnte.

Uebertriebene Anhänger irgend einer Partey lassen sich nicht bekehren oder zurechtweisen. Für diesen Theil meiner Nation schreibe ich nicht. Die Mäßigen bedürfen meiner Darstellung gar nicht: denn mir däucht, meine Denkungsart ist auch die ihrige. Nicht so mit Ausländern. Diese geben zwar, wenn sie ja die Nationalvorurtheile ablegen können, bey Parteykämpfen einer fremden Nation ruhige und unbefangene Zuschauer ab; jedoch können sie, ferne vom Schauplatz, selten genug unterrichtet seyn, weil ihnen eine Menge großer und kleiner Umstände entgehen müssen, welche der Hauptsache oft ein ganz

verschiedenes Ansehen geben. Deßwegen habe ich meine Bemerkungen deutsch geschrieben, in der Hoffnung, man werde mit mir, als einem Ausländer, in Rücksicht auf die Sprache, Nachsicht haben.

Verbesserungen.

S. 50. Z. 13. zum Guten l. des Guten
S. 55. Z. 11. die Schule der Philosophie l. die Schuld u. s. w.
S. 98. Z. 5. einen l. einem
S. 113. Z. 4. muß sich wegbleiben.
S. 127. Z. 18. unserer l. unsere
S. 136. Z. 4. hatte l. hat
S. 152. Z. 3. reise l. reise auch

Wie fand ich
mein Vaterland wieder
im Jahre 1802?

— — Nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün.
Du kleiner Ort u. s. w.

Nach einer Abwesenheit von $10\frac{1}{2}$ Jahren betrat ich endlich den vaterländischen Boden wieder. Wer kann das Vaterland verläugnen? Weder meine deutschen Freunde, noch das herrliche Italien konnten diesen Raum in meinem Herzen ausfüllen. In meinen Bedrängnissen schwebte das tröstende Bild des Vaterlandes stets vor mir; ja, selbst mitten in den Freuden, die ich oft genoß, umschwärmte mich mein liebes Frankreich, und half mir jeden Gegenstand noch verschönern. Was ist aber das Vaterland? Der Boden, auf welchem man gebohren wurde, wo man den ersten

Strauß pflückte, nach einem Schmetterlinge haschte, wo man jede Wiese, jeden Baum lieb gewann? Nicht doch: Alles dieses ist ja nur ein unnennbares Etwas, welches der Einbildungskraft einen zwar reinen, doch immer nur auf Schwärmerey gegründeten Genuß gewährt. Das wahre Vaterland trägt jeder in seinem eigenen Busen, die edleren Gefühle, deren Keime sich auf jenem Boden entwickelten, die Liebe zu den Aeltern, die Freundschaft, der Stolz, der sich die etwanige Größe, Ueberlegenheit, oder Güte seiner Nation zueignet, die älterliche Liebe, endlich die Liebe zu der Lebensgefährtin, eine Aufmunterung zu allem, eine Belohnung für alles, was gut und edel ist, die letzte Bestimmung des Menschen auf der Erde.

Der Flug vom Rhein nach Sachsen, die Schätze der Natur und der Kunst in Dresden und Wien konnten mir damals keine Genüge leisten. — Ich sah das unvergleichliche Parthenope, ich durchwanderte die lieblichsten Fluren, erstieg Berge, übersah das Land, — wo der Mensch mehr als Mensch

werden müßte, wenn —! und — ich muß es nun gestehen — der Abschied wurde mir schwer. Verläßt man doch ungern einen Freund, auch für einen bessern, aber entfernten Freund. — In Rom hielt ich's noch aus. Die Wunder der alten Welt belebten meinen Geist; ich fand mich auf einmahl unter die Schatten meiner Jugendhelden versetzt; und Tivoli, Raphaels Stanzen, die Peterskirche, hätten mich sonst angefesselt. Wo war ich aber noch am liebsten? In der Villa Borghese, früh Morgens, wo ich meinen Gedanken ungestörter nachhängen, und mich nach Frankreich hinübersehnen konnte. In Florenz mußte ich fünf Wochen ausharren, und — man halte mir ja diese Lästerung zu gute — schon am zweyten Tage wäre ich gerne wieder fortgereiset. Als ich endlich in den Wagen stieg, nunmehr frey und von äußern Umständen nicht mehr gefesselt, da hob sich mein Herz; mir war's, als wenn ich schon die östlichen Gebirge Frankreichs erblickt hätte. —

Ich war seit zehn Jahren auf jeden Unfall ziemlich gefaßt. Wie ich aber während meiner

Fahrt auf dem Mittelländischen Meere dachte, ich könnte leicht, wie es kurz zuvor mit Seefahrern oft geschehen war, aufgefangen und auf die Algierischen Märkte als Sclave gebracht werden, — statt mein Vaterland wieder zu sehen! da verließ mich doch meine Fassung. — Meine Italiänische Reise schloß ich mit dem Lago Maggiore, wo ich unter dem Weinrebengeländer, mitten in den herrlichsten Naturscenen, die vergnügteste Stunde zubrachte.

Wer verweilt nicht gern in Genf? Wer wird nicht nach Chamouny, Lausanne, Ve'vay, Meillerie u. s. w. eilen? Das frohe Erstaunen, welches uns beym Anblick der Italiänischen Schönheiten ergreift, löset sich hier in ein tiefes, stilles Gefühl der Melancholie auf, wovon man durchdrungen wird. Ich aber wohnte am Genfersee, sah den majestätischen Montblanc vor mir stehen, und hatte kaum zu einer Spatzierfahrt auf dem See Lust. Was in mir damals vorging, vermag ich nicht zu beschreiben. Ich mußte 8

lange Tage da bleiben, und hatte weder Rast noch Ruhe; ich jagte von einem Orte zum andern, war für jeden Laut, jede Aeußerung der Freude unempfänglich — kurz ich möchte sagen, daß ich in Genf nur Einen frohen Augenblick hatte, den, wo ich wegfuhr [1]).

1) Man wundert sich vielleicht, daß ich über so viele interessante Gegenstände so schnell eile, da mancher Reisende über eine Geniereise von 30-40 Meilen, ja, autour de sa chambre, dans ses poches u. s. w. wohl einen ganzen Band schreibt. Mein Flug von Weimar über Frankfurt, Koblenz, Würzburg, Leipzig, Dresden, Wien, Venedig, Pästum, den Berg Cenis, Genf, Lyon, Tours und Paris nach Rennes in der vormaligen Bretagne, würde zwar, ob er gleich in zwölf Monaten geendigt wurde, einige merkwürdige Data enthalten. Ich folge indessen hier lieber dem Gange meiner damaligen Stimmung, da ich jetzt einen ganz andern Zweck habe; und wenn mich mein guter Genius nach jenen Gegenden wieder versetzen sollte, so bin ich vielleicht im Stande etwas Vollständigeres zu liefern,

Ich erreichte endlich die Ufer meiner Loire. Noch erhitzt von der Italiänischen Sonne, vom steten Umherlaufen, noch mehr von meiner Sehnsucht und Ungeduld getrieben, nur noch halb im Besitze meines Vaterlandes, fuhr ich an der Loire herunter, bis ich endlich Tours und das Haus meiner Aeltern erblickte.

Vom Wiedersehen sage ich nichts. Ich war eilf Jahr und sieben Monate von meiner Mutter entfernt gewesen! Man soll von seinen häuslichen Freuden der Welt ja nichts verrathen. Es ist eine Entweihung der reinsten Genüsse, die uns zu Theil werden können. Die meisten Menschen haben keinen Sinn dafür, und die Auserwählten fühlen es auf halbes Wort. Hierin kann die lebhafteste Einbildungskraft nicht so viel leisten, als das wirkliche Gefühl; denn nur dann sind die Worte die wahren Abdrücke der Seele, wenn sie dem Herzen gleichsam entfließen. Der Ge-

als ich jetzt nach einer flüchtigen Ansicht thun konnte.

danke an ein Publikum unterdrückt die Empfindung; selbst der Brief einer Geliebten wird, wenn er zugleich auch für ein fremdes Auge geschrieben, vielleicht schöner, ästhetischer, aber gewiß frostiger. Scenen und Ausdrücke der Liebe und der mütterlichen Zärtlichkeit müssen aufgehascht und copirt werden, wie man's etwa in der neuen Heloise und im achten Gesange des Oberon findet.

Wie ward mir aber, als ich beym Besehen der Gegend fand, sie stände keiner von den vielen, die ich kurz vorher gesehen, nach! Die Gegend um Neapel ist größer, mannigfaltiger; das Meer, die Inseln, die Gebirge, die Buchten, die verschiedenen Schattierungen in den Landschaften und die Beleuchtung der Sonne machen dieses Land — für den Ausländer — zu einem Paradies. Die Campagna Romana ist majestätischer; und die Denkmäler der Vorzeit geben diesen Ebenen und Hügeln etwas Bedeutendes, welches man sonst in keinem Lande findet. Aber lieblicher und anmuthiger als die Ufer der Loire

um Tours ist keine Gegend in Italien. Der Strich um Florenz, am Arno, ist beschränkter, zwar nicht weniger lächelnd; dicht an einander stehen die Hügelchen gereiht, und machen eine allerliebste Wirkung. Am Tesin bey Pavia und bey Sesto, wo er sich aus dem Lago Maggiore ergießt, fand ich in der Anlage des Ufers, der Gruppen von Bäumen, der Inselchen u. s. w. viel Aehnliches. Die vormalige Touraine ist nicht reich; und so sind die Loireufer nicht so bebaut und bevölkert, als die der Themse, der Seine und der Saone bey Lyon. Stände aber bey Tours nur ein Theil der schönen, weißen Villen, womit die Seeküsten bey Genua so reichlich geschmückt sind, dann möchte es die Engel aus dem Himmel herunterlocken.

So wie ich mit meiner Gegend über alle Erwartung zufrieden war, eben so war es auch mit den Menschen in Frankreich. Man erwartet wohl von mir keine vollständige Darstellung des jetzigen Frankreichs. Auch ich könnte vielleicht über einen so fruchtbaren

Gegenstand lange Beyträge liefern. Dazu habe ich aber jetzt weder Muße, noch Lust. Ich hätte freylich gewünscht, ein vergleichendes Gemälde des alten und des neuen Frankreichs entwerfen zu können. Aber ferre recusant humeri! Und wie unendlich vieles gehört nicht dazu?

Erstens, muß der, der sich jetzt diesem Geschäfte unterziehen will, das alte und das neue Frankreich gleich gut kennen. Wer kann sich schmeicheln, die vormalige Regierung mit allen ihren Vorzügen, Schwachheiten, Gebrechen, Widersprüchen vollkommen zu kennen? Wie verhält sich's mit den Nachrichten, die wir davon haben? Sind die meisten nicht einseitig, oder partheyisch? Und wie wenige Männer haben sich unter den damaligen Streitigkeiten völlig frey erhalten? Aus welcher Quelle kann also der Schriftsteller schöpfen?

Zweytens, muß er den hellsten Blick, die tiefste Menschenkenntniß besitzen; denn er soll

zwey Epochen beurtheilen, die eine Weltgeschichte in sich fassen; es ist gleichsam ein Kreuzzug des Despotismus, des Aberglaubens, der Verkehrtheit, und der Anarchie, der Gottlosigkeit, der Zügellosigkeit — gegen die wahren Menschenrechte, gegen die Vernunft.

Drittens, muß er unbefangen seyn, und frey von den Vorurtheilen, die jeder Parthey anhingen. Es war eine fürchterliche Gährung, die auf einmal alle Tugenden und Laster, den ganzen Geist, das ganze Herz des Menschen rege machte. Die Welt war in Bewegung. Wer kann nun da behaupten, er sey nicht von der Stelle gerückt, er habe fest gestanden?

Ein solches Urbild menschlicher Vollkommenheit wird zwar selten der Welt zu Theil. Wir besitzen indessen einige solche. Werden aber selbst diese Männer nicht durch unendlich viele Rücksichten und Verhältnisse gebunden? Darf man den Gefallenen, den Tiefgesunkenen mit der Strenge der Geschichte vollends zu Boden drücken? Kann man dem Reuigen den

Spiegel seiner Verirrungen vorhalten, die er noch betrauert, die er vielleicht durch seitherige Dienste in völlige Vergessenheit brachte? Wäre dieses edel und menschlich? Und überdieß frage ich, ob man solche Männer nicht lieber zu Staatsmännern, als zu Geschichtschreibern gebrauchen soll? Ist der Mensch doch mehr zum Handeln, als zum Schreiben gebohren! Wie wäre es, wenn uns Colbert eine vollständige Geschichte Frankreichs geliefert hätte, aber nur ein Privatmann gewesen wäre? Und lebte der ehrwürdige Malesherbes noch, wer würde ihn nicht zum ersten Minister in seinem Vaterlande wünschen, wenn er auch keine Zeile schreiben sollte?

Wenn also dieses Geschäft selbst für den Franzosen so schwer ist, der beständig an der Quelle gesessen, der die bedeutendsten Häupter in jeder Partey gekannt hat, der mit eigenen Augen den Gang jeder Begebenheit verfolgen, die geheimsten Triebfedern, kurz jeden Faden aufspüren konnte, — wie darf ein Ausländer sich getrauen, die Sache schon jetzt

richtig zu beurtheilen und zu beschreiben? Ein Ausländer, der erst seine nationellen Vorurtheile abschütteln muß, der die Nation nur durch einen dichten Nebel gesehen hat, die er doch nur nach einem sehr langen Aufenthalt im Lande selbst kennen kann!

Bis wir mit einem solchen Werke beschenkt werden, müssen wir uns mit Materialien begnügen. Ich meines Orts bescheide mich gerne, daß ich nur Bruchstücke liefern, oder, wenn man will, spatzieren gehen kann. Was thut aber der Spatziergänger? Weil der Spatziergang eine Erholung seyn soll, so verweilt er gerne vor einer angenehmen Landschaft, an einem Bache, an einer Wiese, wo er nun allenfalls ein Paar frische Blumen abpflückt, die ihn für den kleinen Gang belohnen, und die er bey seiner Zurückkunft freudig zeigen kann. Gerade dieses habe ich gethan. Die Dornen der Revolution kennt jeder; wie blutig staken sie in tausend und tausend Herzen! Mit Ruinen wurde das herrliche Land bedeckt, und vor den Schreckens-

scenen schaudert noch die Menschheit zurück! Wie lange wollen wir uns aber noch an solchen Schauspielen weiden? Was lernen wir dabey? Daß der Mensch ein Kannibale seyn kann? das bezeugen leider! schon tausend Stellen in der Geschichte. Nährt man sich aber beständig mit solchen Bildern, so muß man endlich doch an der Menschheit verzweifeln. Man sollte jeden grassen Gegenstand sorgfältig entfernen; denn müssen unsre Bemühungen nicht darauf abzielen, daß wir ihn aus den menschlichen Begriffen verbannen? Darum möchte ich den Schlachtmahlern überhaupt gram seyn, wenn es auch nur Thiergefechte sind. Zum Frieden sind wir geboren; man soll also jeden friedlichen Gegenstand vorhalten; denn nur so werden die Menschen einander näher gebracht. Wir wollen den Menschen aus dem günstigeren Standpuncte zeigen, und uns überreden, daß die Abscheulichkeiten, die er begangen haben mag, nur Verirrungen waren, und daß er den Keim des Guten und Edeln niemals, auch mitten unter den Greueln, ersticken kann. Weg also mit jenen zahlreichen Bänden, die man mit

schauderhaften Gemälden bis zum Ekel angefüllt hat! Laßt uns einen Schleyer darüber werfen; die Menschheit bedarf eines Trostes. Laßt uns also aus dem Bösen so viel Gutes als möglich herausziehen. Das Böse ist größtentheils verschwunden: das Gute bleibt noch, und muß, troß allen etwanigen Anfechtungen, bleiben. Also die tröstliche Seite der Revolution will ich aufstellen; ich werde an dasjenige erinnern, was die Franzosen in vielen Rücksichten durch die Revolution gewonnen haben, — von dem, was sie gewinnen konnten, ist hier die Rede nicht —, und allgemeine Bemerkungen über ihren Nationalcharakter machen. Ich werde mich selten höher versteigen, als es mir mein Standpunct erlaubt; und das Ganze — wenn es ja sonst ein Ganzes ausmacht — wird wohl aus lauter Ausfällen und Streifzügen bestehen.

Wer seit zwölf Jahren außer Frankreich lebte, der muß denken, daß man darin nur auf Trümmer und Schutthaufen stößt; daß die Dörfer entweder zerstört oder verlassen sind;

daß

daß der Landbau sehr vernachlässigt wird u. s. w. Dieses ist aber nur in der vormaligen Vendée, und auch da nur zum Theil, der Fall. Wann ist aber auch ein Krieg wüthender, verheerender gewesen? Während des Kriegs war die Anzahl der Männer sichtbar kleiner: die Armeen machten eine Zeit lang den dreyßigsten Theil der ganzen Bevölkerung aus, und eine solche Lücke muß man wohl gewahr werden. Der Landbau aber wurde dessen ungeachtet fleißig fortgetrieben, und zwar an vielen Orten von den Weibern, deren Betragen überhaupt nicht genug gepriesen werden kann. Man muß nach dem vorigen Jahre nicht urtheilen, welches der Spätfrost, die Schloßen in den Weingegenden, und die ungewöhnliche Dürre, kurz alle Unfälle in ganz Frankreich zu einem der unglücklichsten Jahre machten. Die Ausländer selbst, unter welche man einige Engländer zählen kann, die im vorigen Jahre Frankreich bereiseten, um den Zustand des Landbaues in Augenschein zu nehmen, und ihn mit dem vormaligen zu vergleichen, haben gestanden, daß er unendlich viel gewonnen hat. Die Ursachen

davon liegen zum Theil am Tage, hauptsächlich aber in der Unabhängigkeit der Bauern, in der Verminderung, oder vielmehr in der gleichern Vertheilung der Auflagen u. s. w. Wenn man aber Rücksicht darauf nimmt, daß die gewaltsamen Vorfälle eine allgemeine Stockung verursacht hatten, daß oft ganze Departementer in Kriegszustand gesetzt wurden, daß die beständigen Durchmärsche der Truppen zu unendlich viel Brandschatzungen, Unordnungen, Verheerungen Anlaß gaben, mit einem Worte, daß der eiserne Scepter der Schreckensregierung bis an den 18ten Brumaire jedes Haupt, jede Besitzung bedrohete, — so muß man über die unverdrossene Beharrlichkeit des Unterdrückten, und über den unermeßlichen Reichthum eines Landes erstaunen, welches nicht untergeht, ja welches, trotz allen Widerwärtigkeiten, sich, wenigstens von Einer Seite, in blühendem Zustand erhält.

Ich habe sehr ungerechte Klagen gegen die Bauern gehört. Man sagt, sie hätten sich im allgemeinen Unglück so abgesondert

gehalten und habsüchtig gezeigt. Wie haben es denn die Städte gemacht? Welcher Anstrengungen, welches Eifers gegen den öffentlichen Feind können diese sich rühmen? Und haben sie manchen Tyrannen, manchen Blutsauger niedergestürzt, — so war dieser ja fast immer das Werk ihrer Hände gewesen, sie zerstörten nur ihren eigenen Götzen. Was konnten die Bauern hier ausrichten? Hatte denn jedes Dorf, jede Gemeinde nicht ihren besondern, untergeordneten Tyrannen? — Habsüchtig? Wie oft wurde alles bey ihm in Beschlag genommen, wie oft Haus und Hof rein ausgeplündert, wie oft seine Söhne fortgeschleppt? Und nun soll ihm zum Verbrechen angerechnet werden, daß er den Ertrag seiner mühseligen Arbeit um etwas höher anschlagen wollte! — Man sagt noch, er sey schlechter geworden. Ich nehme es als erwiesen an. Woher entstand aber diese Verderbniß? Wo liegt die Quelle davon? Auf dem Lande, oder in den Städten?

Bey der jetzigen Verfassung muß der Landbau überhaupt mehr gewinnen; es ist gewiß

die Absicht der Regierung, und die Präfecte, die doch im Ganzen einsichtsvollere Männer sind, und auch mehr wirken können, als die vormaligen Intendanten, kommen ihren Wünschen nach. Ob die jetzigen reichen Grundbesitzer mehr dazu beytragen werden, muß die Zukunft lehren. Es sind aber meistens entweder Generale, oder solche, die in Paris Aemter bekleiden, und folglich oft in Jahr und Tag ihre Güter nicht besüchen können. Wie verschieden ist aber das Auge des Herrn von dem Auge des Dieners! Jener wirkt schon durch seine Gegenwart; er muntert auf, hilft nach, setzt zu, macht Verbesserungen, er läßt bauen, pflanzen, beschäftigt die ärmere Klasse, die nun den Ackerleuten um so weniger zur Last fällt, kurz das Geld bleibt, oder verzinset sich in der Gegend, und so geht der Gewinn nothwendig von den Großen auf die Kleinen herunter. Wie weit sind hierin unsre Nachbarn uns voraus! Diesem Umstande, so wie der beständigen, anhaltenden Aufmerksamkeit der Regierung, und der Beharrlichkeit in ihren gefaßten Planen, muß man den

Zustand des Ackerbaues in England zuschreiben. Und wie wenig muß der, der schaffen kann, und es doch nicht thut, sich auf die Kunst zu genießen verstehen! Ich will hier keinen sentimentalischen Vergleich zwischen dem städtischen und dem ländlichen Leben machen; den findet man in jedem Dichter besser. Das Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae muß man freylich auch in Anschlag bringen: hier kommt es aber sehr auf das Wie an. Das Wirken und Schaffen sind unstreitig bessere Mittel zur Vergessenheit oder Vertreibung der Sorgen, als Müßiggang und Ruhe; und darin besteht eigentlich der Unterschied zwischen den städtischen und den ländlichen Genüssen, daß man in der Stadt bloß empfangen kann, auf dem Lande hingegen mehr von sich gibt, und glücklich in seinen eigenen Werken wird. Dort schreibt man Idyllen: hier lebt man sie; und so darf man stets, aber im bessern Sinne ausrufen: O rus, quando ego te aspiciam etc.

Von den Manufacturen werde ich wenig sagen, aus Mangel an Beobachtungen, und,

wenn man will, an Einsichten. Daß sie noch blühender werden müssen, ist wohl zu glauben, wenn man sieht, wie weit man es schon gebracht hat, seitdem wir wieder Ruhe und Frieden genießen. Ich zweifle nicht, daß die Ausstellung im Louvre mit der Zeit ein Sammelplatz von Merkwürdigkeiten werden wird, der in Europa schwerlich seines gleichen haben dürfte. Dazu gehört aber eine längere Ruhe, damit die noch versperrten Wege wieder geöffnet werden.

Es gibt jetzt wenige Länder, wo man mit mehr Sicherheit reisen kann, als in Frankreich. Ich habe kürzlich über 250 Meilen in diesem Lande gemacht, und habe von keinen Straßenräubern gehört; diejenigen, welche die Diligences einigemal, und noch im vorigen Sommer und Herbst, auf den Landstraßen von Lyon und Rennes nach Paris, angehalten haben, zähle ich nicht zu dieser Klasse. Gerade der Umstand, daß jedesmal viele Gelder auf jenen Wagen geladen waren, beweiset, daß es keine gewöhnlichen Straßenräuber, sondern sehr wohl

unterrichtete Menschen waren. — Die Chauffeurs haben noch voriges Jahr in den nördlichen Departementern ihr Unwesen getrieben. Eine andere Gattung von Bösewichtern zeigte sich auch in diesem Theile Frankreichs, die sogenannten Sommeurs. Sie schrieben an diesen oder jenen, auf dessen Kasse sie ein Auge geworfen hatten, ein Billet, worin sie verlangten (sommoient), er solle eine gewisse Summe Geldes an einem bestimmten Orte niederlegen. Sie hatten sich sehr furchtbar gemacht. Ein Beamter war aufgefordert worden, einige hundert Thaler oben auf die Traufe zu legen. Einige Gendarmes paßten auf, und erwischten den Dieb. Es war ein — sonst ehrlicher — Schreiber, ein Hausvater, den seine bedrängten Umstände dazu verführt hatten. Er wurde zum Tode verurtheilt, und verlangte nur, das Urtheil möchte doch wegen seiner Familie nicht in seiner Vaterstadt vollzogen werden.

Dem Unwesen machten endlich die Wachsamkeit der Gendarmerie, und einige Hinrichtungen ein Ende. Die Gendarmerie,

die bekanntlich die ehemalige Marechaussée ersetzt, ist viel zahlreicher, als diese war, und verrichtet sehr eifrig ihren Dienst.

Die Straßen bessert man nach und nach aus. Einige waren im Verfolge der Revolution ganz verfahren, und gar nicht ausgebessert worden. Die Regierung wendet viel darauf, und die Zölle an den Barrieres sind sehr stark; indeß — beyläufig zu bemerken — doch nicht so hoch als am rechten Rheinufer, wo die Wege nicht leicht schlechter seyn könnten. — Einige haben gar nicht gelitten. Man kann sich nichts prächtigeres denken, als die Chaussées um Paris, z. B. bis nach Orleans. Das schönste Pflaster, 4-6-7 Zoll breite Steine, die Anlage so breit, daß drey Kutschen neben einander fahren können, und an den Abhängen noch eine Zuthat von mehrern Fuß, noch ein ziemlicher Raum ungepflastert, dann eine Reihe, oft zwey Reihen Bäume an jeder Seite.

Der Plan zu den Kanälen ist noch im Werden; und wenn er ausgeführt wird, wel-

ches freylich nicht ohne die beträchtlichsten Unkosten geschehen kann, so ist der Vortheil nicht zu berechnen. Möchte aber auch dann der Weg von der Rhone zur Donau geöffnet werden! Welche herrliche Wasserfahrt von Bordeaux nach Constantinopel!

Die Armenanstalten waren bisher sehr schlecht bestellt. Es wird aber vorzüglich darauf gesehen, und wenn die weisen, musterhaften Einrichtungen einiger Präfecte ausgeführt werden, so ist sicher zu erwarten, daß das Bettelwesen bald ein Ende haben wird, wenigstens in den Städten; auf dem Lande hält es schon schwerer.

Mit den Krankenhäusern sieht es noch schlimm aus. Ich kann immer nicht begreifen, wie eine Nation, die sich durch ihre Menschlichkeit von jeher auszeichnete, diesen Theil der Menschheit so sehr vernachlässigen konnte. Ich sah im vorigen Sommer das berühmte Spital zu Lyon, und der Anblick that mir weh. Die Aufwärterinnen waren

recht artig, und schienen sich ihr Geschäft sehr angelegen seyn zu lassen. Aber die Reinlichkeit war nicht sonderlich; der Wanzen und Flöhe eine unbeschreibliche Menge, schlechte Wäsche; und die armen Kranken lagen oft — zu Zweyen in Einem Bette, welches nicht einmal für eine Person sehr breit ist. Wie weit stehen wir in diesem Stücke hinter den drey andern Hauptnationen zurück, selbst den Italiänern! Das Spital zu Mayland, unter der Aufsicht des vortrefflichen Moscati entstanden und erhalten, ist ein Muster in dieser Art. Selbst das Florentinische wird sehr reinlich gehalten. Jeder kennt das Wiener Spital, welches eine kleine Stadt bildet, und wo jede Einrichtung musterhaft ist. Keine Anstalt der Art aber hat mich so sehr erbaut, als das Julius-Spital in Würzburg. Ein erfreulicher Anblick für den menschenfreundlichen Beobachter! Kranke, Verwundete, Wahnsinnige, hülflose Greise beyderley Geschlechts, Waisen. Es herrscht in allen Sälen, wo, außer bey den Wahnsinnigen, nicht mehr als 10-12 Betten stehen, die äußerste

Reinlichkeit; an jedem Bette ist ein englisches Gemach angebracht worden, und man spürt nicht den geringsten unangenehmen Geruch.

Das viel kleinere Spital in Bamberg scheint eben so vortrefflich zu seyn. —

Ob die Wissenschaften gewonnen haben, kann keine Frage seyn. Es läßt sich auch sehr natürlich erklären, warum sie nicht so sehr verlieren konnten, als die übrigen Gegenstände des menschlichen Geistes. Freye, schöne Litteratur, jede Gattung der Dichtkunst, jede philosophische Untersuchung und Abhandlung mußten einem Wohlfahrtsausschusse und einem Directorio verdächtig seyn; wie viele herrliche Männer haben wir nicht zu betrauern! Der Tod des guten und ehrlichen Bailly, und des unvergleichlichen Malesherbes, gehören unter die größten damaligen Verbrechen. Dichter und Philosophen schwiegen also. Um so sicherer hingegen konnten sich der Mathematiker, der Chemiker, der Astronom, der Physiker, der Botanist u. s. w. ihren Wissenschaften

widmen. Ob man neue Sterne, neue Kräuter entdecket, einen neuen Apparat erfindet, das kümmert den Tyrannen wenig; und man weiß, daß der verehrungswürdige Lavoisier nicht darum hingerichtet wurde, weil er ein Chemiker war. Uebrigens war der große Nutzen, den die Jacobiner von den Mathematikern und andern Gelehrten dieser Gattung zogen, wahrscheinlich die einzige Ursache der Schonung, mit der sie behandelt wurden. — Mit welchem Eifer die strengen Wissenschaften jetzt getrieben werden, weiß die gelehrte Welt; und ich glaube schwerlich, daß man sonst eine solche Anzahl ausgezeichneter Männer, wie die, die im Nationalinstitut sitzen, aufweisen kann.

Man erlaube mir hier eine Bemerkung zu machen. Ich glaube, so sehr unser litterarischer Stolz sich dagegen sträuben mag, daß wir unsern Schwanengesang gesungen haben. Nichts in der Welt ist beständig, alles ist dem steten Wechsel unterworfen. Selbst das angeborne Talent bekommt durch die Umstände oft eine ganz andre Richtung und Ent=

wicklung, als die, die es erwarten konnte. Jedes Jahrhundert trägt seinen eigenen Stempel; und man hat selten die Dichtkunst und die Philosophie mit einander gepaart Hand in Hand gehen sehen. Auf den Aeschylus und den Sophokles folgten Socrates, Plato, Aristoteles, Xenophon u. s. w. Cicero steht zwar da gleichsam zwischen dem Lucrez und den beyden Günstlingen des Mäzen; da begann aber das Reich der Spitzfündigkeiten, und die Lateinische Muse hatte ihre Laute verloren; denn in den Händen des Lucan und des Claudian findet man sie doch nicht wieder. Unter den Engländern allein sah man beynahe zugleich das Paradise lost, die Elements of natural philosophy, die Essays on the human Understanding und die Essays on man. — Es war eine herrliche Zeit, die, wo Boileau's art poëtique, Moliere's Tartuffe, Racine's Phädra und Lafontaine's Fabeln zugleich die Welt erfreuten! Voltaire ist gleichsam der Uebergang zum philosophischen Jahrhunderte; zu ihm gesellen sich Mon-

tesquien, Rousseau, Buffon, Raynal u. s. w. Es ging ein neues Licht auf; die Sonne der Dichtkunst aber war untergegangen. Man fing an der Sprache zu verfeinern, zu feilen an; man ließ es bey Boileau's und Racine's Bemühungen bewenden, und außer ihrem Heiligthum war kein Heil mehr. Mit ihrem Erbtheil können wir immer zufrieden seyn. Ein wahrer Dichter muß aber mit freyern Flügeln sich heben dürfen; er muß sich seine Sprache gleichsam schaffen können, so wie ein selbstgewählter Gegenstand immer besser geräth, als ein vorgeschriebener. Wie selten ist z. B. eine Preisaufgabe mit wahrer Begeisterung behandelt worden! Dazu kommt auch, daß die Sprache eine andre Richtung nimmt; der um sich greifende Luxus bringt neue Wörter, neue Ausdrücke, neue Wendungen, die alle feiner, niedlicher seyn mögen, in die höhere Poesie aber um so weniger gehören. Die zweyte Sphäre der Dichtkunst ist zwar ungleich mehr bewohnt, als sie sonst war: kleine Nachspiele, Vaudevilles, Lieder, Epigrammen, witzige Einfälle und dergl. haben

wir in Menge. Zu der ersten Sphäre aber dringt keiner mehr. Alle unsre jetzigen Versemacher zusammengenommen wiegen keinen unsrer ehemaligen Dichter auf; und der Lärm, den man mit Delille's Producten macht, ist ein Beweis, daß das Jahrhundert Ludwigs XIV. vorüber ist. [2]) Auch ist es kei-

2) Man sieht, ich halte den Delille für keinen großen Dichter. Sein Werth wird jetzt ziemlich richtig geschätzt. Ich werde also nur eine Bemerkung machen. Ich halte nur den für einen großen Dichter, welcher durch den Schwung seines Genies die Unannehmlichkeiten und Gebrechen seiner Sprache vergessen macht; und den lästigen, einförmigen Reim, das Geregelte der französischen Sprache, welches sehr unpoetisch ist, und welches man vielleicht beym einzigen Racine unter den höhern Dichtern vergißt, wird man beym Delille alle Augenblicke gewahr. Seine Verdienste als Versificateur — denn er ist doch mehr als Versmacher — will ich ihm nicht absprechen. Er hat die Sprache sehr bearbeitet; und seit Racine, Boileau und J. B. Rousseau, hat wohl keiner den Versbau so gut verstanden, als Er.

nem neuern Theaterdichter gelungen, daß man über seine Stücke unsre Alten nur einen Augenblick vergessen hätte; so daß wir uns noch immer fast ausschließlich an das Alte halten müssen.

Diesen Verlust können wir getrost verschmerzen; zu unserm Vergnügen haben wir Dichter genug, und der wirkliche Nutzen, den uns die neueren Schriftsteller verschafft haben, ist wenigstens eben so groß, als das Vergnügen, welches uns jene gewähren. Man mag sagen was man will, so haben wir doch im letzten Jahrhunderte unendlich viel gewonnen; und hätten wir statt jener Männer eine Reihe von Boileau's und Racine's gehabt, so würde es mit dem Reiche der Vernunft erbärmlich aussehen. Jedem das Seinige! Wie kann man von dem, der im unendlichen Raum der Einbildungskraft herumwandelt, der Alles idealisirt, der sich selbst eine neue übersinnliche Welt schafft, wie kann man von dem verlangen, daß er unsre gemeine Welt kennen soll?

Endlich

Endlich zum Schluß, wir haben keinen wahren Dichter: wir bekommen aber ein Gesetzbuch.

Aus dem Vorhergehenden sieht man, was ich von dem Zustande der Dichtkunst bey uns denke. Wir mögen uns mit unsern Nachbarn trösten; denn außer Alfieri, und allenfalls Cesarotti, zeigt sich doch in Italien und England kein würdiger Nachfolger von Tasso und Milton. Nur in Deutschland blüht jetzt das poetische Jahrhundert. Wie stolz behauptet die deutsche Muse ihren Rang neben allen andern auf dem Parnaß! Doch bin ich besorgt, ihre Herrlichkeit wird nun auch bald ein Ende haben; denn die Töne ihrer Laute sind nicht mehr so rein, als sie sonst waren; sie vergreift sich in den Saiten.

Was uns in der Poesie abgeht, das gewinnen wir in der Malerey. Der Vandalismus hat freylich vieles zerstört; es bleiben aber der Kunstwerke noch immer viele; und schon lange vor der Revolution hatte der Ge-

schmack eine ganz andere Richtung genommen, und das bisherige Unwesen verbannt. Unsre besten Maler, die sich mehr in Rom als in Paris gebildet haben, trugen viel dazu bey. In dieser Rücksicht hat David unstreitig große Verdienste. — Wir würden freylich gerne manches Meisterstück entbehren, wenn wir dadurch einige Greuelthaten verwischen könnten. Doch wir wollen die Wunden nicht aufreißen, uns hingegen des Guten freuen.

Die Anschauung der besten Muster in Italien, oder wenigstens in Paris, hat das Uebrige gethan. Wie konnte das Tändelnde, das Verzärtelte, die Ueberladung an Zierrathen, die man der ausgearteten französischen Schule mit Recht vorwarf, gegen das Einfache und Edle der Raphaelischen und Guidischen Schule bestehen?

Den nämlichen Einfluß muß man auch mit der Zeit in der Bildhauerkunst und in der Baukunst gewahr werden; und so kann man

sagen, daß das eroberte Italien seine Eroberer selbst besiegt hat.

Vom Louvre sage ich nichts. Will man die Stücke kennen, so hat man an dem Verzeichnisse genug. Einer kritischen Beschreibung fühle ich mich nicht gewachsen; und den Ausdruck meiner Empfindungen dabey halte ich für zu unbedeutend, als daß ich sie hier mittheilen sollte. [3])

3) Die Leichtigkeit, womit man in Paris, und überhaupt in Frankreich alles sehen kann, ist bewundernswürdig. Sechs Tage in der Woche kann jeder in's Museum der Künste gehen, wozu weiter nichts nöthig ist als eine Karte, wenn er ein Pariser, oder ein Paß, wenn er ein Ausländer ist, und am Sonntag kann der Schuhflicker eben so gut als die Konsuln, die Verklärung und den Apoll beschauen. Mit einer Karte, die man sehr leicht erhält, geht man in's Museum der Naturgeschichte, man läßt sich alles erklären, und kann mit der größten Bequemlichkeit, und umständlich alles besehen. Und welchem Thürsteher wird es einfallen,

Nur einen Einfall:

Es ist etwas eigenes um die Nachahmung in den Kunstwerken. Was thut der große Künstler? Er studirt die Natur, späht sie in allen ihren Gestalten, Veränderungen und Schattierungen aus; und aus allen seinen Beobachtungen bildet er nun sein großes Ideal, welches er aus dem weiten Umfang der Natur gleichsam abstrahirt hat: denn so entstand ja die Venus des Apell. Darum nennt man mit Recht die Kunstwerke Studien; denn wir müssen sie studieren, wie die Natur, deren verkürztes Gemälde sie sind. Sie ersparen dem Anfänger, selbst dem guten Künstler, die vielfältige Mühe alles umständlich zu besehen; sie sind wie ein Leitfaden zum heiligen Tempel. Das Genie aber kann dieses Hülfsmittel entbehren. Denn ich nenne Genie jene ausserordentliche Geistesschärfe, die das Größte und das Wahrste in der Natur gleich fassen kann. Was bedarf es also dazu

etwas von den Herauskommenden zu erwarten?

fremder Augen? Es hat ja die Fassungskraft in sich, und das Gemälde der Natur liegt immer ganz ausgebreitet vor seinen Augen da. Es muß, was die Hauptsache betrifft, zu allen Zeiten zum nämlichen Resultate gelangen. Der Anblick der Kunstwerke kann ihm irgend eine Richtung geben, auch allenfalls seine schlummernden Kräfte erwecken: schaffen kann er es aber nie. Wie richtig ist der Gedanke, daß Raphael immer der größte Maler gewesen, wenn er auch ohne Hände geboren wäre! Homer, Ossian, Raphael, Shakspeare hatten keine Vorbilder gehabt. Die vielfältigen Verstöße, die man im letzten findet, sind Nebensachen, die man auf Rechnung seines Zeitalters setzen muß. Er hätte sie freylich vermieden, wenn er mit den Mustern der Vorzeit vertrauter gewesen wäre, oder wenn er ein gebildeteres Publikum gehabt hätte.

Nur so viel zur Widerlegung der Behauptung, man könne unbedingt nur durch die Alten zur größten Höhe der Kunst gelangen. Sie folgten dem Wege der Natur. Wer also

den nämlichen Weg einschlägt, und zwar unter einem Himmel, wo alles die Kunst athmet, wo der freyere Flug, weder von der Regierung, noch von gesellschaftlichen Fesseln gehemmt wird, der wird wieder zum Muster der Nachwelt. Daß eine solche Erscheinung sehr selten seyn muß, liegt in der menschlichen Natur. Wir müssen uns also mit guten Nachahmungen begnügen, und können die Exemplaria graeca, versteht sich mit gehörigen Einschränkungen oder Zusätzen, auch wohl ein Paar Lateinische, den Apoll, die Venus und Raphaels Stanzen nicht genug empfehlen.

Die Redekunst hat sich nur durch die Revolution entwickelt. Was war sonst die Beredsamkeit der Kanzel und der Gerichtshöfe gegen die nachherige? Von den geistlichen Reden werden äußerst wenige bis auf die Nachwelt kommen. Wer denkt jetzt an Maury's Predigten und sonstige Reden, seitdem er in der ersten Versammlung sprach? Und so groß die Anzahl unserer berühmten Advokaten war,

so hat sich doch in der Revolution keiner, ausgenommen Thouret, als Redner, einen großen Namen gemacht. Wie konnte es auch anders seyn? Ein Werk, worin die Menschenrechte vertheidigt, die religiöse und politische Duldsamkeit anempfohlen wurde, ja wo man behauptete, man könne doch ein guter ehrlicher Mensch seyn, ohne ein rechtgläubiger Christ zu seyn, — ein solches Werk wurde von der Hand des Henkers verbrannt. Montesquieu mußte seine Meinungen in ein gewisses Helldunkel einhüllen, welches gewöhnliche Augen nicht durchdringen können. Und wenn die Freyheit auch größer gewesen wäre, so war die Gelegenheit doch nicht da. Nur große Gegenstände bringen große Talente hervor; und zwischen der Sache eines Einzelnen und der Sache eines ganzen Volkes ist ein ungeheuerer Unterschied. Nur in freyen Staaten, oder in solchen, wo, so zu sagen, die ganze Nation sich mit dem allgemeinen Interesse beschäftigen darf, können große Redner erscheinen. Wo hat man sie sonst gehabt? In Athen, in Rom, im englischen Parlament.

Welcher Kreis von neuen Ideen und Ansichten öffnete sich auf einmal! Eine Menge Redner stand auf, und wurde, troz dem Ciceronischen Spruche, wie geboren. Weltleute, Geistliche, Hofleute, Officiere wetteiferten. Die bisherigen Redner wurden überrascht; sie konnten sich nicht gleich von den alten Ketten des ewigen Schlendrians losmachen, sie erstaunten, verstummten zum Theil, und einige gestanden offenherzig, sie könnten sich nicht fassen. Man mag die Redner des Alterthums immer erheben: wir wollen ihre Kränze nicht berühren. Wir dürfen sie aber nicht mehr beneiden. Mirabeau, Thouret, Lally Tolendal, Maury, Vergniaux, Tronçon du Coudray und wie viele andere, deren Namen eine ganze Seite anfüllen könnten wiegen alles auf, was die anderen Nationen aufweisen mögen.

Es wäre keine leichte Aufgabe, zu entscheiden, ob die französischen, oder ob die englischen Redner den Vorzug verdienen? Ich muß erstaunen, wenn ich sehe, wie diese die ganze Lage ihres Vaterlandes, die von Europa

durchgehen, alle Vortheile der verschiedenen Länder erwägen, die Begebenheiten, ihre geheimsten Triebfedern, so wie die größten Häupter würdigen, und zwar mit einer Unbefangenheit, Kühnheit und Gefahrlosigkeit, die man, seitdem die Menschen regiert werden, durchaus bey keiner Nation gefunden hat. Ein sehr auffallendes Beyspiel dieser Freyheit liefern uns die letzten Verhandlungen über die Kriegs- und Friedensangelegenheit im März und im July. Diesen Geist athmen die meisten Reden von Fox, vorzüglich die letzten; und ich kenne beynahe keine, wo die Kraft und das Gefühl eines wahren, ächten Patrioten, und die strenge Gerechtigkeitsliebe in einem schönern Lichte erschienen wären, als die, die der Graf Moira am neunten März 1803 bey Gelegenheit der Adresse des Königs an das Unterhaus hielt. Und sie wären nicht frey! Und die Opposition wäre erkauft, damit die Nation nicht sehen soll, daß sie gedrückt werde! Wahrlich, man muß darüber die Achseln zucken!

Von der Kriegskunst sage ich nichts. Es ist nicht zu läugnen, daß die Franzosen in

diesem Kriege eine ganz neue Verfahrungsart erfunden haben; und daß die fremden Armeen ihnen auch deshalb nicht widerstehen konnten, weil sie's ihnen nicht nachthun wollten.

Jetzt soll ich von der Nation selbst sprechen!

Die gewaltigen Stöße, die das Land erschütterten, das Leben bey der Armee, die Beweglichkeit der ganzen Nation, der fast gänzliche Mangel an Erziehung, ja die Sorge, die die damaligen Regenten trugen, die Kinder zu demoralisiren, wovon man schauervolle Geschichten anführen könnte, alles dieß mußte auf die gesellschaftlichen Sitten großen Einfluß haben. Es ist auch nicht zu läugnen, daß man noch zwischen den vormaligen und den jetzigen Gesellschaften hie und da einen merklichen Unterschied gewahr wird.

Die vorige sogenannte Galanterie ist zum Theil verloren gegangen, und ich hoffe, auf immer. Dafür aber bemerkt man eine

gewisse Rohheit und Unbiegsamkeit, die theils ein Ueberrest aus der Revolutionszeit, theils eine unglückliche Nachahmung der englischen Zurückgezogenheit ist. Dieß ist indeß Nebensache. Der Geist ist derselbe, und die Artigkeit und Geselligkeit, die die französischen Zirkel sonst so angenehm machten, finden sich wieder ein.

Von den französischen Weibern aber macht man sich überhaupt einen sonderbaren Begriff. Man sollte denken, daß kein ehrbares Frauenzimmer in Frankreich zu finden sey. So weit ich aber das Ausland kenne, so bin ich überzeugt, daß die Sitten von dieser Seite in Frankreich nicht verderbter sind, als in den meisten europäischen Ländern. Wenigstens ist dort eine gewisse Leichtigkeit, ein Anstrich von Leidenschaft, ein Widerstand, und vor allem eine Dezenz, die den sogenannten Liebeshändeln doch irgend einen Reitz geben, welches in andern Ländern wohl nicht so sehr der Fall seyn dürfte. Endlich wird diese Verderbniß durch das Klima und die Lebhaftigkeit des

Charakters weniger auffallend. Wie kann man hingegen Ausschweifungen im kalten, beeiseten Norden entschuldigen?

Ein junges deutsches Frauenzimmer sollte ihre Aeltern nach Paris begleiten. Nachher wurden diese unschlüssig, ob sie sie mitnehmen sollten. Es fragte sie nun ein Franzose um die Ursache; und nach vielem Anstehen und Stottern gestanden sie, sie besorgten, die dortigen Gesellschaften möchten für ihre Tochter nicht passen!

Man kann hier weiter nichts antworten, als: Geht nur hin, und seht mit eigenen Augen!

Der Franzose kann nicht lange übertrieben bleiben; er kann sich täuschen lassen, er kann es bis zur Wildheit treiben: hat er aber ausgetobt, ist die Täuschung weg, so wird er wieder was er vorher war — gutmüthig. So auch in unbedeutenderen Sachen. Seine Tracht war in der Mitte der Revolution so

abgeschmackt und lächerlich, daß sogar Er über sich selbst lachen mußte. 4) Es dauerte aber nur eine kurze Zeit, und es bekam dann alles nach und nach ein ordentliches Ansehen. Den Franzosen kann man einen gewissen Geschmack oder Takt nicht absprechen, welcher sie bey einem Verstoß gegen Sittlichkeit, Dezenz, Convenienz 5) sehr empfindlich macht; es sind gleichsam Fühlhörner, die sich beym geringsten Anstoß zurückziehen.

So auch mit der Gesellschaft. Leider! ist sie noch sehr getheilt. In den ehemals privilegirten Provinzen und in Paris herrschen noch immer zwey sehr scharf von einander abgehende Parteyen. Es war auch nicht zu erwarten, daß

4) Man muß übrigens bemerken, daß die Franzosen keine strengern, gefährlichern und beißendern Kritiker gehabt haben, als ihre eigenen Schriftsteller. Ich darf nur Voltaire und Montesquieu nennen.

5) Daß man keine deutschen Wörter dafür hat!

es gleich aufhören sollte. Franzosen und Engländer, Oestreicher und Preußen sehen nach geendigtem Kriege einander, wie vorher. Eine politische Streitigkeit vergißt der einzelne Mann bald. Aber innere Zwistigkeiten, wobey man gerade von denen bedrückt und verstoßen wird, mit denen man sonst in den heiligsten Verhältnissen stand, diese verwunden zu tief, als daß die Wunde nicht noch lange bluten sollte. Daher ist der Bruderhaß der hartnäckigste. Er entsteht nicht eher, als bis die festesten Bande zersprengt werden; und dann lassen sie sich auch nie wieder anknüpfen.

Es wird hier, wie bey jedem ernstlichen Streite, von beyden Seiten gefehlt. Die Republikaner verlangen, die überwundenen, beraubten, gedemüthigten Aristokraten sollen sich gleich zufrieden geben, und denen, die an ihre Stelle getreten sind, freundlich die Hand zureichen. Die Aristokraten vergessen, daß auch sie anfangs die Revolution beschleunigten; sie wollen sich keineswegs in die neue Lage der Sachen fügen, nicht einmal die von jedem

vernünftigen Mann anerkannten Begriffe gelten lassen. Die Spannung ist also zu groß, als daß sie sich einander nähern können. In Paris ist die Erbitterung am stärksten. Die Einen schimpfen unablässig gegen la nouvelle France: Ach! man muß sich freuen, daß man mit ces gens là nichts zu thun hat, und dergleichen. Die Andern können von der Verachtung, dem Stolze der Dames du fauxbourg St. Germain nicht genug erzählen. Jene wären auch in keinem Falle zu bereden, daß sie Aemter annehmen sollten. (Dieß muß man indeß von der kleinsten Anzahl verstehen, wie ich es auch weiter unten erklären werde.) Eine bedauernswürdige, strafbare Hartnäckigkeit! Die Sachen stehen nun so, und können von keiner Gewalt umgeändert werden. Alle Mächte Europens haben das jetzige System in Frankreich anerkannt, und eine Handvoll Starrköpfe wollte es über den Haufen werfen! Was kann man gegen die eiserne Nothwendigkeit? — Es ist gegen meine Grundsätze; ich habe dem König Treue geschworen, und gehe davon nicht ab.

— Recht wohl! Ihr habt dem Könige geschworen, in so weit Einer da ist, in so weit es möglich ist, ihn wieder herzustellen. Da dieß aber, (aus tausend Gründen, die jeder begreift) durchaus unmöglich ist, so könnt Ihr den Schwur nicht halten; nicht Ihr habt ihn gebrochen; die Umstände haben Euch frey gesprochen. Oder ist Euch der König lieber als die ganze Nation? 6)

Was muß aus dem Staate werden, wenn ehrliche 7) Menschen sich weigern

ihm

6) Diese Menschen sind es, die den französischen Charakter so sehr verkennen, als mancher Ausländer.

7) Ehrlich, sage ich; denn selbst die wüthendsten Aristokraten haben immer ein Gefühl von Ehre. Sie haben alle Fehler des Ehrgeizigen: doch den Einfluß der Erziehung können sie nie ganz verläugnen. Was sie point d'honneur nennen, ersetzt bey ihnen das moralische Gefühl anderer. Diesen Vorzug haben sie immer vor den Jakobinern.

ihm zu dienen? Es wird, wie im Anfang der Revolution, als die Jacobiner durch Abtretung, oder Uneinigkeit der wahren Patrioten, die Oberhand gewannen. So weit kann es indessen Gott Lob! nun nicht wieder kommen, da die Anzahl derer, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, ungleich größer ist.

Zwey andere Parteyen ziehen seit einigen Jahren gegen einander zu Felde; vielmehr sie erneuern nur die alte Fehde zwischen den Atheisten und den Obscuranten. Unter den Hauptanführern zeichnen sich vorzüglich aus Chenier und Geoffroy. Leztere Armee hat an dem berühmten Laharpe einen sehr eifrigen Parteygänger verloren. — Die Atheisten braucht man wohl nicht erst zu widerlegen. Die andern sind eben so übertrieben, wenn auch ihre Meinungen nicht zu so schädlichen Resultaten führen. Man hat über diesen Gegenstand so viel, zum Theil so viel Vortreffliches gesagt; und doch wird das Unwesen noch immer fortgetrieben. Hat es denn an den Schriftstellern gelegen? oder an

den Zubekehrenden? denn es gibt doch keinen schlimmern Tauben, als den, der nicht hören will.

Ich werde mich in keine umständliche Auseinandersetzung des Gegenstandes einlassen; dazu ist der Raum, den ich mir bestimmt habe, zu klein. Ich will nur ein paar allgemein anerkannte Grundsätze wieder aufstellen.

Der Mensch kommt mit dem Keim des Guten und des Bösen in die Welt. Bleibt er wild, so wird er eher böse als gut; denn er hat keine Mittel bey der Hand, wodurch er den Keim zum Guten entwickeln könnte, und seine Leidenschaften werden von jedem Reitze verführt. Dieß liegt in der Natur, und kann durch die Lobpreisungen des wilden Lebens nicht widerlegt werden. In der Gesellschaft aber entstehen und bilden sich seine guten Eigenschaften durch die sittlichen Grundsätze, zu denen sich jeder bekennt, und ohne welche keine Gesellschaft besteht. Diese Grundsätze machten schon die Sittenlehre des Kon-

fucius, des Sokrates aus; und die christliche Religion hat sie von allen etwanigen Schlacken gereinigt. 8) Wie spricht nun der

8) Die christliche Religion ging noch weiter als die vorherigen philosophischen Schulen. Einige von ihren Grundsätzen führen zu einer übermenschlichen Vollkommenheit, z. B. daß man nicht nur seinen Nächsten wie sich selbst, sondern auch seine Feinde, lieben soll. Diesen, so wie ein paar andere, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Indessen die Resultate dieser Lehre haben einige neuere Schriftsteller nicht genug beherzigt. Eins der schönsten war die Abschaffung der Sclaverey. Man wirft ihr wieder den Negerhandel vor; und man will nicht bedenken, daß er ganz gegen ihren Geist getrieben wird, so wie überhaupt die Laster einiger ihrer Minister, und die Schändlichkeiten, die man in ihrem Namen begeht, ihr nicht zur Last gelegt werden können. Ein einziger Ueberblick kann uns überzeugen, wie sehr ihre Moral über die der Alten erhaben ist. In Sparta wurden die ungestalteten Kinder ausgesetzt; der göttliche Plato befiehlt dasselbe; in seiner Republik sollen sie gemeinschaftlich,

vernünftige, aufgeklärte Mensch? Ich muß gut und tugendhaft seyn, weil es das allgemeine Interesse so erfordert. Er setzt nicht einmal hinzu: Weil alles von einem gerechten Gotte zeugt, der das Gute belohnt, und das Böse straft. Mag er es aber auch hinzusetzen: so hätten wir denn die besten Gründe zur Tugend, die bessere Religion: der Redliche braucht weiter keine.

Eine andre Religion ist indeß unentbehrlich, und zwar für die, die wegen ihrer Ver-

und ohne Rücksicht auf die Mutter, erzogen werden. Die Sclaverey war allgemein; und Sokrates und Antoninus Pius haben, wie es scheint, nicht einmal geahndet, daß es ein Verbrechen an der Menschheit sey. Und wie war es möglich, daß ein Titus und die beyden Antonine kein Zeichen ihres Abscheus vor den Fechterspielen gaben? — Durch die Verbreitung der christlichen Religion hörten diese Abscheulichkeiten auf, und diese Vorzüge sind selbst für den unbefangenen Mann, der auch nicht alles annimmt und lobt, einleuchtend.

hältnisse und ihres Standpunktes nicht zu hellen Begriffen gelangen können, da die Perfectibilität des Menschengeschlechts am Ende doch in die nämliche Rubrik gehört, als der ewige Friede. Für diese ist die Lehre der Belohnungen und Strafen nothwendiger: denn dadurch werden sie abgehalten. Wodurch wird aber ein aufgeklärter Mann abgehalten, wenn sich sein Gewissen nicht mehr regt? Es greife jeder in seinen Busen: wenn die Leidenschaften die Oberhand gewinnen, wenn man für das Wohl des Ganzen, für sein eigenes blind wird, da helfen keine Vorspiegelungen von Hölle u. s. w.

Derjenige hingegen, der gut und redlich ist, denkt dabey an kein Elysium, oder Paradies; es kann sein Nebengedanke, aber nie der Antrieb zu einer menschlichen Handlung seyn; und ich würde denjenigen tief verachten, der das Gute deßwegen thäte, weil er einst in jenem Leben dafür belohnt werden soll. Der Begriff vom Daseyn Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele ist nur eine Aufmunterung, und ein Trost in den Bedräng-

nissen. Ich halte übrigens den Unglauben über diese Punkte für den Beweis eines ungeübten Verstandes, der über die Verknüpfung und den allgemeinen Zweck des Ganzen nie reiflich nachgedacht hat.

Was sollen aber die Dogmen und jenes Heer wundersamer Dinge, die man uns mit Gewalt aufdringen will? Warum sollen und müssen wir glauben, was wir nicht glauben können? Damit wir uns durch dieses Zutrauen vor dem Allgewaltigen demüthigen? Jeder Naturforscher weiß, wie unbedeutend unser Wissen ist, und daß wir Millionen Jahre noch forschen und lernen mögen, ohne daß wir vielleicht den tausendsten Theil von dem wissen, was zu wissen ist. Werden wir dadurch besser, daß wir unglaubliche Dinge glauben? Und wurde uns die Vernunft darum gegeben, daß wir keinen Gebrauch davon machen sollen?

Manche Leute möchten uns ins zwölfte Jahrhundert zurückführen. Dazu ist der Mensch jetzt zu reif.

Was sollen die Klagen, die Schmähungen u. s. w. gegen die Philosophen? Ein Mensch, der keinen Gott glaubt, der seine Regierung umstürzen will, der sich an der Menschheit versündigt, der ist kein Philosoph, und wenn er auch dieses Wort beständig im Munde führt; denn ein Philosoph ist der, der die Weisheit und die Ordnung liebt; und wenn er handelt, als wenn er sie nicht liebte, so ist er inconsequent. Ist dieß aber die Schule der Philosophie? Soll man die Liebe des Nächsten nicht ausüben, weil mancher Prediger hart ist? Soll man die christliche Religion hassen, weil Alexander VI. ein Christ war?

Vorzüglich gegen Voltaire und Rousseau werden die Pfeile des Fanatismus abgeschossen. Wer möchte jede Zeile in ihren Werken vertheidigen? Muß man nicht aber billig den Waitzen vom Unkraut absondern? Soll man, weil sie hie und da übertrieben haben, das Ganze verwerfen? Es ist als ob man Shakspeare und Milton für keine Dichter wollte gelten lassen, weil man in ihren Gedichten große

Unebenheiten, und manchen Verstoß gegen Geschmack und Sittlichkeit findet; oder als wenn Newton kein großes Genie wäre, weil er die Apocalypsis commentirt hat.

Endlich, man vergißt, daß die besten Regenten, die die Geschichte aufzuweisen hat, in ihren Reden und Handlungen, nach dem strengsten Sinne, Philosophen waren. Ich meine den Trajan, Antoninus Pius, und Marc Aurel. Wurde nicht damals jene Wahrheit bewährt, die Menschen würden nie glücklicher seyn, als wenn die Philosophie auf dem Throne säße? 7)

7) Wenn die sogenannten philosophischen Grundsätze eine Revolution herbeyführen sollten, so müßte sie schon längst in Deutschland entstanden seyn. Denn bekanntlich denkt man nirgends freyer, als dort. Die Aufklärung war vor zwölf Jahren viel ausgebreiteter in Deutschland, als in Frankreich. Die französische Revolution wurde mit allgemeinem Jubel gefeyert; man jauchzte über den Sieg, den der Enthusiasmus für Freyheit und Men-

Man glaube aber ja nicht, diese Uebertreibung sey allgemein. Die Vernunft hat

schenrechte über Willkühr und verjährte Vorurtheile davon getragen hatte. Die besten, hellsten Köpfe wetteiferten im Lobe der wahren Patrioten in Frankreich; selbst jene, die sich mit der damals sehr herrschenden Idee der Perfectibilität des Menschengeschlechts beschäftigten; denn sie sahen es als den ersten Schritt zur Ausführung ihres Lieblingsplans an. Sogar der revolutionäre Geist steckte viele an, und erhielt sich bis — und noch nach des Königs Tode. Viele hielten diesen Tod für nothwendig. Einige lobten die Kraft eines Pariser Malers, der sich unter die am 2ten September so greulich geschlachteten Gefangenen hinstellte, und die Geberden und Verzerrungen der Sterbenden ruhig aufzeichnete. Es sollte nämlich die höchste Stufe des Genies ausdrücken, welches über den Eifer für die Kunst selbst die menschlichen Gefühle unterdrückt. Nieder mit dem Apoll und den Stanzen, wenn wir nur durch Verläugnung des Menschen zu Künstlern werden können! Andere haben den Robespierre gerechtfertigt, und behauptet,

gesiegt. Jene Ideen von Freyheit und Gleichheit, die in England, vermöge der dortigen

er sey ein guter Mensch gewesen, und alles was er gethan, habe er thun müssen. Einige sogar haben ihn den göttlichen Robespierre genannt!!!

Und doch steht Deutschland noch! Freylich haben jetzt manche Veränderungen in seinem Innern Statt gefunden, und jene gepriesene Deutsche Verfassung hat manchen harten Stoß gelitten: indessen man weiß doch, daß die Philosophie weniger Antheil daran hatte, als die ratio ultima regum.

Wie kommt es aber, daß diejenigen Staaten, wo man am lautesten sprach und schrieb, z. B. Sachsen und Preußen, dennoch die ruhigsten waren?

Ist die Staatsverwaltung gut, so hat der Regent keine Umwälzung von Seiten des Volkes zu besorgen. Taugt sie nichts, so soll er sehen, daß er der Gefahr vorbeuge, und selbst seine Revolution mache. Wie wahr dieser Grundsatz sey, beweisen die glücklichen Folgen der Maßregeln in Bayern.

Staatsverfassung schon lange einheimisch, mit welchen auch die aufgeklärten Männer in Deutschland vertraut waren, die blieben für die Masse der Franzosen noch fremd. Jetzt sind sie so allgemein verbreitet, daß kein Rückfall zur ehemaligen Verwirrung zu besorgen ist. Selbst die Mißvergnügten bekennen sich oft zu ihnen, zumal wenn sie einen Kontrast zwischen den Grundsätzen der Regierung und ihrem Verfahren wahrzunehmen glauben. Auf diesen Ideen ruht der gute Theil der Revolution; die jungen Leute sind dabey aufgewachsen; und dieses ist ein wahrer, unschätzbarer Gewinn, ein Gewinn, den weder der strengste Despotismus, noch die zügelloseste Anarchie den Franzosen rauben kann.

Mancher Reisende klagt, daß man in Paris nicht in die kleinern häuslichen Zirkel dringen kann. Dieses hat Paris mit jeder großen Stadt gemein. Wo hat man's denn besser? Es kommt auch darauf an, wie der Reisende in Paris leben will. Wünscht er die dortigen Vergnügungen zu genießen, so

hat er keine Zeit kleinere Zirkel zu besuchen. Ist er so lange da geblieben, daß er alles Merkwürdige gesehen und genossen hat, so ist er schon durch seine vorläufigen Bekanntschaften und Empfehlungen in Paris so zu Hause, daß er alle Vortheile des Einheimischen genießen kann. Will er sich bloß auf das gesellschaftliche Leben einschränken, so findet er schon jeden Zirkel, der für seine Gemüthsart der passendste seyn mag. Nirgends ist wohl die Artigkeit, das Zuvorkommen und die Gastfreyheit gegen Fremde mehr zu Hause, als in Paris. Dieses zeigt sich selbst unter den niedrigsten Klassen, wie es alle Fremde bemerkt haben. Ein Reisender, der sich in seinen Aeußerungen, in seinem ganzen Betragen, als einen unbefangenen Mann zeigt, wird sich stets der freundlichsten Aufnahme erfreuen.

Wie ist aber der Sinn von vielen Reisenden? Der Eine verlangt, er soll so oft in der Woche traktirt werden, damit er nur sagen kann, er habe bey dem und dem gespeiset; der Andre ist leichtsinnig; der Dritte ist

unwissend, wie ein Kind, roh und ungebildet, wie ein Grönländer; der Vierte hat keinen Sinn für das einfache, leichte, gesellige Leben. — Auf die Art könnte man sie alle durchmustern, bis man auf den Rechten käme: und dieser war gewiß zufrieden.

Der Mangel der Erziehung der Jugend ist wohl mitunter für die Nation das größte Unglück, welches die Revolution veranlaßt hat. Wie konnte es auch anders seyn? Welche Aeltern konnten, während sie in Ketten schmachteten, oder in beständiger Unruhe lebten, an die Bildung ihrer Kinder denken? Die Erziehungsanstalten hatten fast alle aufgehört, die Geistlichen, die sonst diesen Mangel einigermaßen ersetzen konnten, wurden verfolgt, alle Hülfsquellen waren eingetrocknet, oder verstopft. Wer konnte da helfen!

Was wir von den neuen Erziehungsanstalten zu erwarten haben, soll die Zukunft lehren. Ich hoffe alles Gute. Sollte noch manches Fehlerhafte darin seyn, so wird man auch hier durch

Erfahrung klug werden. Man kennt die Vortrefflichkeit der jetzigen Ecole polytechnique, und wie weit die Zöglinge es in den strengern Wissenschaften gebracht haben.

Auch die Erziehung der Frauenzimmer ist viel sorgfältiger, als sonst. An Talenten fehlte es ihnen auch ehedem nicht; jetzt aber bekommen sie mehr Kenntnisse, lernen auch etwas anders als den Catechismus und ihre erbaulichen Uebungen, und legen sich mehr auf fremde Sprachen, so daß jetzt viele Englisch, oder Italiänisch, oder beydes sprechen, wenigstens lesen, und überhaupt mehr Bildung haben.

Durch die Unruhen haben die Franzosen auch den großen Vortheil gewonnen, daß sie mit dem übrigen Europa bekannter geworden sind. Die Emigrirten haben die meisten europäischen Länder durchzogen, viele sind von den Republikanischen Truppen überschwemmt worden, so daß mancher Officier in Deutschland, in Spanien, in Italien, und Aegypten gedient haben mag. Sonst war ein Fran=

zose, der England, Italien und Deutschland bereiset hatte, ein wahres Wunder. Ein reicher junger Mensch mußte London und Rom gesehen haben, allenfalls auch die Revüen zu Potzdam, kam dann zurück, schwatzte von englischen Wettrennen, von italiänischen Cicisbeen, von den abscheulichen Wegen in jenem Sarmatenlande (Deutschland,) konnte allenfalls sein God . . . ertönen lassen, und sein Pferd beteufeln, und — hatte Europa gesehen! (Machen es die meisten reichen Reisenden jetzt besser? meynt man.) Man versichert sogar, wer vor vierzig Jahren von St. Malo nach Paris reisete, der habe sein Testament gemacht. Jetzt spricht man von einer Reise um die Welt fast weniger, als damals von der sogenannten Great Tour. Daher die allgemeinere Kenntniß der fremden Sprachen. Viele Franzosen reden jetzt die vier Hauptsprachen, wenigstens zur Noth. In dieser Rücksicht, so wie auch in der Kenntniß der Länder war der Franzose bisher schändlich zurück: ein Fehler der Erziehung, bey welcher man 6 = 8 Jahre hindurch auf das Studium des Griechischen und

Lateinischen, das Lesen und Durchgrübeln der poetischen und prosaischen Meisterwerke in diesen Sprachen, auf das Drechseln lateinischer, wohl mitunter griechischer Verse u. s. w. eingeschränkt wurde, und am Ende in der Geschichte, und vorzüglich in der Statistik ganz fremd war.

Man kann sich keine wunderlichern und widersprechendern Urtheile denken, als die, die in Frankreich seit ein paar Jahren über England gefällt werden. Diese loben alles, was Englisch ist, so übertrieben, daß man glauben sollte, alle übrigen Menschen seyen Lappländer und Kamtschadalen. Andere hingegen behaupten, England stände nur deßwegen in einigem Ansehen, weil es eine französische Kolonie sey; alles sey dort schlechter, und selbst die Kühe hätten weniger Verstand, als in andern Ländern. Man höre die sogenannten Anglomanen, und lese unter andern das Bulletin de Paris in den Monatgängen November, December, 1802, und Januar 1803. Dieß beweiset aber eben, daß man sich mit diesem Gegenstande mehr, als sonst beschäftigt. Beyde

sind

sind Thoren, die sich vor dem Publikum streiten; das Publikum entscheidet, und hier wie überall ist die Wahrheit — in der Mitte. Und so denkt auch der aufgeklärtere Theil der Nation.

Sehr böse Folgen hat auch in dieser Rücksicht der bürgerliche Krieg gehabt. Schon die Art, wie er geführt wurde, brachte eine größere Zügellosigkeit hervor, als selbst bey den andern Armeen. Weil die Vendeer und Chouans sehr wenige Leute hatten, so mußten sie große Gefechte durchaus vermeiden; und es waren meistentheils lauter Scharmützel, die für die Republikaner um so gefährlicher waren, weil der Schauplatz von der eigentlichen Vende'e an bis in die Normandie aus lauter Bruchstücken von Feldern und Aeckern bestand, und die Einheimischen alle Wege und Schliche nothwendig besser kennen mußten. Dieß beständige Herumstreichen, ohne Kriegsgesetze, ohne Ordnung und Zucht, wobey fast ein Jeder sein eigener Feldherr war, und die Erbitterung, welche bey beyden Par-

teyen die grausamsten Ausschweifungen veranlaßte, — wie sollte alles dieses keinen Einfluß auf die Sitten gehabt haben? Dieses war indessen nur bey Jüngern der Fall; sie waren viele Jahre hindurch hülflos gewesen, ihre moralischen Eigenschaften hatten sich noch nicht entwickelt, sie hatten also gegen die einreißende Rohheit, gegen alle Verführungen der Sinne, des Rachegeistes, gegen sich selbst, keinen Schutz, keine Vorkehrung — was Wunder, wenn sie zum Theil handelten, wie wilde Naturmenschen! Man glaube aber ja nicht, daß selbst bey diesen keine Ausnahme statt finde. Die Anzahl derer, die sich durch Schandthaten auszeichneten, ist sehr klein, und der allergrößte Theil wurde dadurch empört. Man weiß sogar, daß die Anführer, auf deren Rechnung alles geschoben wurde, oft das strengste Gericht über die Verletzer der Menschlichkeit hielten. Die Aeltern hingegen betrugen sich fast durchgängig, wie man's von Leuten erwarten soll, die bey bessern Grundsätzen aufgewachsen waren.

Dieser Krieg und überhaupt die Unordnungen der Revolution verursachte bey dem größten Theil der Nation eine merkliche Veränderung. Sie ist ungleich kühner geworden; ich meyne die Volksklasse. Der Bauer war theils gedrückt, oder gewohnt, daß er gegen einen Höhern Unrecht bekam; theils war ihm das Kriegswesen so fremd, daß die ganze Gemeinde trauerte, wenn Rekruten zur damaligen Miliz (!) ausgehoben wurden. Auch Er hatte freylich seinen Funken des leichten Sinnes und der Entschlossenheit, die die ganze Nation belebte, nur nicht in dem Grade, wie jetzt, nach den langen Unruhen. Der sonst stille Bürger, so wie der Bauer, hatte nun beständig den Anblick der Armeen; er wurde mit fortgerissen, focht an der Gränze mit Entschlossenheit, schlug den Feind auf allen Seiten zurück; er sah, wie alles vor Frankreichs Fahnen weichen mußte, und schrieb seinem raschen Muth allein jene glänzenden Fortschritte zu, die bisweilen in ganz andern Ursachen lagen. Nun bekam er erst einen größern Begriff von seiner

Nation; vielmehr er wußte vorher nichts von seiner Nation. War der Krieg zwischen Frankreich und England, oder Preußen ausgebrochen, so nahm das Volk sehr wenig Antheil daran; und wären es die größern Abgaben nicht gewesen, so hätte es ganz und gar nichts vom Kriege erfahren; denn nicht die Nation führte den Krieg. Jetzt hatte man ihn auf der Gränze, im Innern, in seiner Heimath gesehen; man war mit diesem Bilde vertraut geworden. Frankreich wurde überdieß oft mit feindlichen Einfällen bedroht; einige mal trat der Feind auf französischen Boden; es wurden Manifeste voraus geschickt, worin der Franzose aufgefordert wurde sich zu ergeben, worin man sich anmaßte, über die innern Angelegenheiten des Landes abzuurtheln; man befahl, wo man unterhandeln sollte; das feindliche Wappen wurde an die Thore angeschlagen. Welches Volk hätte das geduldet? Eine Nation, wenn sie ja eine Nation ausmacht, wenn sie nicht so weit ausgeartet ist, daß sie selbst den Frieden nicht ertragen, geschweige den Krieg aushalten kann, eine

solche Nation läßt sich nicht bezwingen. Kayserlich, Preußisch, Englisch wollen wir nicht werden! rief die größere Anzahl. Frankreich war kein Pohlen.

Einige unter den Ausgewanderten waren in ihren Aeußerungen zu rasch und vorlaut gewesen, und hatten sich gegen die Ankäufer ihrer Güter, oder gar gegen jeden sogenannten Patrioten drohende Ausdrücke erlaubt, von Rache, von Wiedereinführung der vorigen Rechte gesprochen, und dadurch einen Theil der Nation gegen sich gestimmt, welcher ihre Zurückkunft mit bewaffneter Hand befürchtete. Die damalige Regierung fachte, aus sehr begreiflichen Ursachen, diese Abneigung noch mehr an. Der andre Theil wünschte sie zurück, theils weil sie sich stets bey ihrer Herrschaft wohl befunden hatten, 10) theils weil sie in den

10) Nach den damaligen Schmähungen gegen die sogenannten Aristokraten sollte man glauben, das Faustrecht hätte noch vor der Revolution bestanden. Es herrschten gewiß noch Mißbräuche; die Adeligen mögen hie

Jakobinischen Vorspiegelungen von Freyheit und da ihre Untergebenen gedrückt haben, zumal in den privilegirten Provinzen. Aber gegen Einen solchen waren Hunderte, die sie glücklich machten, und deren man, wie gewöhnlich, nicht erwähnt. Wie viele haben die wohlthätigsten Einrichtungen zum Vortheil der Armen und Kranken gemacht! Mehr als Einer hatte in seinem eigenen Hause eine Apotheke, die jedem Bedürftigen offen stand. Schon die Frau von Genlis erwähnt in ihren Veillées du château der Frau von Lagaraye in Bretagne, die in ihrem Hause eine Krankenanstalt errichtet hatte, worüber sie die genaueste Aufsicht führte. Ich kenne viele Frauenzimmer, die selbst Verwundete gepflegt und verbunden haben; sie konnten aderlassen und hatten es sonst zu einer außerordentlichen Gewandtheit gebracht. Ich habe ausgezeichnete Kuren von ihnen gesehen. Von allen Seiten 3 = 4 Stunden herum kamen die Leute zu ihnen; und oft gingen sie, wenn die Kranken nicht von der Stelle kommen konnten, selbst zu diesen in einer Entfernung von 2 = 3 Stunden. Die Jakobinische Parten aber hatte gegen die ganze Klasse einen Anschlag gemacht; und gerade die geliebtesten waren

und Gleichheit [11]) mehr Worte als wahren Inhalt gefunden hatten, weil sie unter der Last der Brandschatzungen, der Requisitionen u. s. w. seufzeten; kurz, ein jeder war, aus

ihr, wegen ihres Anhangs, die gefährlichsten. In Bretagne wurde das Schloß eines Herrn von P. in Brand gesteckt. Dieser war ein äußerst wohlthätiger Mann; und unter den Mordbrennern stand ein Bauer, den Herr von P. acht Tage zuvor von einem Uebel am Bein selbst curiert hatte, und der eine Mütze, die er damals von seinem Wohlthäter bekommen hatte, noch auf dem Kopfe trug.

11) Man weiß, wie das Volk die Lehre der Gleichheit verstand. Sie glaubten, es würde eine gleichere Theilung der Grundstücke vorgenommen werden. Auch hatten die eifrigen Republikaner schon in 89 = 90 den Gedanken einer lex agraria gehabt. In einer Gegend hatten einige Bauern schon unter sich ein dortiges Gut vertheilt; Einer nahm die Wiese, der andre das Ackerland, ein dritter den Garten u. s. f. Nur wußten sie nicht, was sie mit dem Hause thun sollten.

verschiedenen Ursachen, zu allgemeinern Einsichten gekommen, und mußte, weil es sein Interesse mit sich brachte, — sich mehr um das Ganze bekümmern, — er hatte eine Nation.

Die Gefahren im Innern waren so häufig, daß jeder mit ihnen vertraut geworden war. Zwar haben die Franzosen in der Roberspierrischen Epoche mehr Standhaftigkeit im Leiden, als Muth und Kraft im Handeln gezeigt. Die Gefahr war so allgemein, so täglich geworden, daß man sie für keine Gefahr mehr hielt. Man hörte jeden Augenblick die Nachricht von dem Tode eines Freundes, eines Bekannten, und sagte: Heute mir, Morgen dir. Man beruhigte sich wieder, sprach von etwas anderm, und ward oft sogar heiter und lustig.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob es nicht jeder Nation so gegangen wäre. Davon später. Aber selbst während dieser Epoche brach der bürgerliche Krieg aus, der schon seit achtzehn Monaten in Gährung war.

Selbst im Leiden wirkte die stille Entschlossenheit auf eine wunderbare Art. Jeden Augenblick trotzte man der Gefahr, um seinen Vater, seinen Freund zu retten. Es stand die Todesstrafe darauf, wenn Jemand einen Geächteten verbärge: und in wie vielen Häusern steckten nicht Priester, Emigranten und dergleichen! Wie haben sich aber hier die Weiber benommen? Wie immer, als unsre Schutzengel. Der Mann mußte, wenn er nicht unter den Republikanern focht, entweder zu den Feinden übergehen, oder — zu Hause bleiben; denn Er war doch immer der Verdächtigere. Zeigen durfte er sich nicht. War aber etwas zu erlangen, so nahm es das Weib auf sich. Wie hätte es dem Manne gelingen können, an dem das feurige Auge, die gezwungene Stellung, das rasche, ungeduldige, auffahrende Wesen, den innern Haß verrathen mußten? Das Weib erschien vor den Richtern, vor den Stellvertretern des Volkes, ließ sich durch die rothen Mützen, durch blutige Arme, durch das widerlichste Aeußere nicht abschrecken; sie ertrug vieles, sie ließ die ungeziemendsten An-

reden unerwiedert, achtete selbst auf Beschimpfungen nicht; sie ließ sich zu Bitten herab, ja, sie konnte sogar schmeicheln, und es gelang ihr meistentheils. Welches Herz könnte einer weiblichen Bitte widerstehen, zumal wenn sie mit all der Herzlichkeit, der Innigkeit, der ängstlichen Wärme vorgetragen wird, die ein Weib empfindet, wenn sie für ihren Vater, ihren Gemahl besorgt ist! Wer hat die Gefangenen besucht, gepflegt, getröstet? Wer half ihnen zu den nothwendigsten Bedürfnissen? Wem haben sie oft ihre Entweichung zu danken gehabt? Die Weiber brachten ihnen Nägel, Sägen, Seile u. s. w. Und wo sie nicht helfen konnten, da sprachen sie Muth ein, munterten auf, und gossen lindernden Balsam in die Wunden. Wahrlich, man möchte die Unglücklichen um ihre traurige Lage beneiden, die ihnen einen solchen Trost verschaffte!

Wie lange werden Unsinnige noch das Geschlecht lästern, welches in seinen Blicken, in seinen Worten, in seinem ganzen Wesen ein Paradies von Freuden enthält? Was wäre

die angenehmste, herrlichste Laufbahn auf Erden, wenn das Weib keine Blumen darauf streute? Der Staatsmann verliert bey ihr seine Runzeln, der Krieger erhält von ihr den bessern, schmeichelhaftern Kranz; und wer seinem Vaterlande seine Schuld, als Bürger, abgetragen hat, und ganz für sie leben kann — was bleibt dem noch zu wünschen übrig? Man soll indessen von dem Weibe überhaupt nicht zu viel sprechen; zu ihren stillen Verdiensten paßt der gewöhnliche Wortkram nicht; sie scheuen so zu sagen das Tageslicht, das sie ihrer eigenthümlichen Farbe beraubt; die häuslichen Freuden hören auf, sobald sie von einem ungeweihten Auge erspäht, um wie viel mehr wenn sie ausposaunt werden. Aber man fühlt sie; das wahre Gefühl ist nicht geschwätzig:

Der heil'ge Vorhang fällt.

Die Greuelthaten der Revolution sind noch bey vielen ein ewiger Vorwurf gegen die französische Nation. Bey einem solchen Urtheil muß man diejenigen, die die Hauptrollen

dabey spielten, die Art, wie sie sie spielten, kurz den ganzen Gang der Sache wenig kennen. Ich will die damaligen Umstände nur oberflächlich berühren.

Daß man in Frankreich allgemein eine Veränderung wünschte, kann nicht geläugnet werden. Sie war durch die eingerissene Verwirrung nothwendig geworden. Jeder Stand klagte gegen die andern, und leider! alle gegen den Hof. Man suchte zwar zwey mal durch die Versammlung der Angesehenen den Klagen abzuhelfen. Was erlangte man dadurch? Man machte die große Entdeckung, daß wir — ein Deficit von mehreren Hundert Millionen hatten! — Man lachte über die vermeinten Retter Frankreichs, [12]) weil

12) Ein drolliges Volkslied wurde damals allgemein gesungen. Es hieß: L'emploi du tems des Notables, und lautete, wie folget:

Air de Tarare.

Une heure, deux heures, trois heures,
quatre heures,

man in Frankreich so gern über alles lacht, und in Allem zu Vaudevilles, Epigrammen und Liedern Stoff findet. Die Lieder heilten aber hier nichts; das Uebel griff um sich; die Gährung wurde allgemein. Die Begriffe von Freyheit und Gleichheit, die viele Franzosen im amerikanischen Kriege, und selbst in England geschöpft hatten, verbreiteten sich mehr und mehr durch die ganze Nation; die Parlamenter nährten sie noch mehr durch ihre, gewiß gegründeten, aber ungebührlich ausgedrückten Vorstellungen; sie droheten mit einem Aufruhr des Volkes; ein Mitglied rief einmal aus: Wann wird denn das Volk die Waffen, die zur Freyheit führen, zu gebrauchen wissen? Freylich ahndeten sie nichts von dem Abgrund, in welchen sie das Volk hineinzogen.

cinq heures, six heures, sept heures,
huit heures,
neuf heures, dix heures, onze heures,
midi,
allons diner, mes amis. (bis).
Une heure, deux heures etc. etc.
allons nous coucher, mes amis. (bis).

Man versetze sich in jene unglückliche Zeit zurück; beynahe ganz Frankreich widersetzte sich den neuen Maßregeln des Hofes; am meisten, wie leicht zu erachten, in den privilegirten Provinzen, wo man oft auf das lächerlichste verfuhr, wo das Militair, welches sich an seinen König hielt, fast für vogelfrey erklärt, und mit Koth, mit Steinen beworfen wurde. Daran lassen sich die damaligen Widersacher nicht gern erinnern. — Die Gesellschaften waren in zwey Theile getrennt, die Anhänger des Hofs und seine Gegner. Wie frey hielt man sich nicht über die Mißbräuche des Hofs und über die Königin auf? Und wurde nicht derjenige, der sich als einen Parteygänger derselben ankündigte, für einen Mann ohne Ehre erklärt? Wie viele schändliche Schmähschriften wurden über diese so glücklich geborne, so unglücklich geleitete Königin verbreitet? — Wer las sie nicht? Wen haben sie nicht belustigt? — Diese Pasquille liefen also unter dem Volke herum, welches wegen der Bedrükkungen zum Aufruhr nur zu geneigt war. Was Wunder also, wenn das Beyspiel der

höhern Klassen auch auf die dritte wirkte! Sie machte freylich überspannte Forderungen, und große und kleine Aufwiegler benutzten diese Gährung. Diese aber, die alle die unglückseligen Resultate herbeyzogen, waren die erste Ursache nicht; denn die Gährung war, wie man aus dem vorhergehenden sieht, schon da. Und man fragt noch, wie die Revolution entstanden ist? Man spricht von Philosophen u. s. w. — Ist die damalige Verwirrung, die Unordnung in den Finanzen, die Sehnsucht nach einer Veränderung, selbst in den ersten Klassen, das Werk der sogenannten Philosophen, so haben sie freylich etwas erstaunliches zuwege gebracht.

Aber nein! Man will nicht Unrecht, sich nicht geirrt haben; dagegen sträubt sich die Eitelkeit, und je mehr sich das Gewissen regt, desto mehr sucht man die schwere Schuld auf andere zu wälzen. Und doch könnte man so leicht gestehen: Ich habe nicht daran gedacht! So etwas habe ich nicht voraus gesehen! Aber nicht einmal das. Man

will gern alles voraus gesehen haben, und nach geschehener Sache ist ein jeder klug. Laßt uns aber alle in unsern eigenen Busen greifen; jeder von uns hat zur Beschleunigung des entsetzlichen Unfalls beygetragen; Et qu' aucun de nous ne se prétende innocent, sagte Lally Tolendal sehr richtig. Nur wollen wir uns damit trösten, daß wir's mit dem Vaterlande gut gemeint haben; die Ruhestörer aber und Bösewichter fachten das Feuer der Zwietracht unter den verschiedenen Parteyen an, führten das Unheil herbey, und so zogen trübe Wolken und das gräßlichste Ungewitter über den so viel versprechenden Himmel!

Wer wird hier nicht gerne dem Unglück von so viel tausend Familien eine Thräne widmen? Man mag Einige der Härte, des Stolzes, der Unbedachtsamkeit beschuldigen; soll aber das Ganze für die Schuld Einzelner büßen? Es war gewiß ein hartes Schicksal, welches wohlhabende, — glückliche Menschen ins Elend stürzte, und ohne Vorbereitung stürzte, als wäre für sie die Welt plötzlich in's

Chaos

Chaos zurückgesunken! Verfolgt, verworfen mußten sie durch alle Prüfungen des Kummers, des Grams, der Verzweifelung langsam gezogen werden — was blieb ihnen übrig? Das herrliche Vaterland war verschwunden, der gutmüthigste, wohlmeinendste König war ein Schlachtopfer geworden, die Zurückgebliebenen schmachteten in Ketten, oder waren mit allen Bildern des Todes umgeben; die Hoffnung, jene himmlische Trösterin, hatte sich in einen dichten Schleyer verhüllt; an fremde Gestade, in ein fremdes Klima geschleudert, — was blieb ihnen da übrig, als Klagen? Und wenn diese auch nicht immer gegründet waren, so halte man's ihnen ja zu gute. Ergebung in die Bestimmungen Gottes ist die Vollendung des menschlichen Karacters. Wie wenige aber vermögen die menschliche Schwachheit ganz zu verleugnen? Wir wollen dem Unglücklichen seinen letzten Trost, die Klage, lassen. Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird!

Das große Wort wurde ausgesprochen: die Generalstaaten waren die Losung, die

Parlamenter verlangten sie im Namen der Nation, als das einzige Rettungsmittel in der höchsten Noth, und sie wurden zusammen berufen. Von den Fehlern des Hofes schweige ich; ich habe zu viel Achtung für die Tugenden und redlichen Absichten des guten Ludwigs; ich ehre sein Unglück und den Fall der ganzen Familie, und — ich bin kein Geschichtschreiber.

Jetzt ward die Orleanische Partey noch mehr rege, das Geld wurde mit vollen Händen ausgetheilt; vermöge einer unbegreiflichen, noch jetzt unerklärbaren Maßregel, griffen alle Franzosen am nämlichen Tage, an allen Enden Frankreichs, zu den Waffen; man sah sich nach den Feinden, nach den Räubern um; diese waren nicht zu finden: das ganze Volk stand aber bewaffnet da. Die obern Klassen, der Hof wurden in pöbelhaften Zeitungen angeschwärzt; man schickte in einige Hauptprovinzen vermeynte, und wie man vorgab, vom Könige selbst unterschriebene Befehle, zur Zerstörung und Verbrennung der Schlösser, der Archive

u. s. w. Die damalige Maréchaussée war dagegen fast ohne Wirkung, da sie nur auf Verlangen der Municipalitäten gegen den Feind rücken konnte. Das Militair war auch unter sich getrennt, die bürgerlichen Officiere, die sogenannten Officiers de fortune schlugen sich zu der Volkspartey; die Generale, Kommandanten, bis auf einige Abtrünnige, hielten es mit dem Hof; die aus der zweyten Klasse des Adels waren, obgleich über die Vorzüge der erstern eifersüchtig, noch immer treu. Die Spannung war aber da, und die Soldaten waren meistentheils bestochen, so daß die königliche Partey von dieser Seite schwerlich unterstützt werden konnte. Die Jakobinerklubs waren überall in Thätigkeit, und standen mit dem Hauptklub in Paris in Verbindung; die Redner wütheten gegen die Aristokraten, die man als die Unterjocher des Volkes, als die wahre Pest des Landes verschrie. — Kurz, die ganze Nation war nach und nach umstrickt worden, so daß sich die Redlichgesinnten nicht mehr heraus zu wickeln vermochten.

Unter der zweyten Versammlung wuchsen die gewaltthätigen Maßregeln; das Volk, welches noch immer sehr begünstigt wurde, stand noch in dem Wahn, als ob Alles zu seinem Besten geschähe. Wie war da an eine Vereinigung, an eine Gegenwirkung zu denken? Schon damals, und zwar ein Jahr vor des Königs Tode, bildete sich in Oberbretagne ein Kern, aus dem eine erste Vendée entstehen sollte, wenn der Hauptanführer nicht gestorben wäre. Aber wie heimlich mußten die Anwerbungen getrieben werden, wo das wachsamste Auge stets auf jeden Schritt aufmerksam war; und wie schwer ließ sich etwas machen, wo in der nämlichen Provinz, in der nämlichen Stadt keine Einigkeit unter den Gleichgesinnten herrschte! Wie konnte es also zwischen zwey Provinzen, und an allen Enden des Reichs zu Stande gebracht werden?

Man fragt wieder: wie machten es aber die Jakobiner, daß sie so vereinigt waren, und so sicher zum Endzwecke gelangten?

Der Jakobiner weiß von keinem Unterschied in den Mitteln; ihm ist Alles gut, was nur

zum Ziele führt. Es mögen die Menschen zu Tausenden fallen, selbst seine eigenen Bundesgenossen aufgeopfert werden: für die Thränen hat er kein Auge, für die Stimme der Verzweifelung kein Ohr; er zog vorüber, und schon bedecken blutige Leichen die Erde; Häuser, Städte, ganze Provinzen sind nur ein Schutthaufen — kurz es mag die ganze Welt vergehen, wenn nur Er besteht, so wird er, über dem Chaos schwebend, sein Werk noch mit gefälligen Augen übersehen und ausrufen: Jetzt bin ich doch Herr!

Hierin unterscheidet sich der Jakobiner nicht vom Ehrgeitzigen, von einem Herzog von Alba, auch nicht von vielen Häuptern in der Gegenpartey. Diese wählen gleichfalls ihre Mittel nicht: vielmehr sie greifen zu den kräftigsten, wenn es auch die widerlichsten sind. Selbst eine höllische Maschine ist ihnen willkommen. Es rühmte sich sogar Einer, der hie und da eine Rolle, wiewohl nicht die ehrenvollste, gespielt hat, daß er Aristokraten durch Jakobiner habe umbringen lassen. Wie man aber

erstaunte, gab er zur Antwort: Man kann sonst mit den Leuten nichts anfangen! Er wollte nämlich die andern durch das schreckliche Beyspiel und die Furcht zwingen, gegen den allgemeinen Feind vereinigt aufzustehen. Sans cela il n'y a pas moyen d'en rien faire!

Der Jakobiner hat aber seine eigenen Charakterzüge. Der Tiger besieht, auch wenn er hungrig ist, seine Beute, er umklauet sie, dreht das zappelnde Thier von allen Seiten, grinset es an, und weidet sich an diesem wollüstigen Anblick, ehe er's verzehrt. Soll ich das Gleichniß vollenden? Wer hat von der ausgesuchten und verfeinerten Unmenschlichkeit dieser Ungeheuer, von ihrer muthwilligen Grausamkeit nicht gehört? Einer hatte sich eine kleine Guillotine verfertigen lassen, womit er zu seiner Belustigung am Tische den gebratenen Hühnern die Köpfe abschlagen ließ! — An der Erde aber hatte man nicht genug: auch die Flüsse wurden zum Schauplatz von Greuelthaten. Könnte ich sie doch vergraben, diese Schande der Mensch-

heit! Sie zu brandmarken hat man keine Sprache, so wie auch keine Strafe für den Urheber. Er starb den nämlichen Tod als Ludwig und Malesherbes! Und wenn er auch eine ganze Ewigkeit durch mit einer Hyäne wäre gepaart worden, so wäre die Genugthuung an der Menschheit nicht hinlänglich gewesen: tausendfach konnte er doch nicht leiden.

Und du, meine liebe Loire, mußtest diese Greuel leiden! —

Der Redliche hingegen unternimmt nichts, was er nicht vor dem Gerichte der Menschheit verantworten kann. Er verabscheuet die alte, jetzt mehr als jemals ausgeübte Lehre, es sey alles erlaubt, was nur zu einem guten Endzwecke führt, man solle allein auf das Resultat sehen. Er erwägt, vergleicht seine Mittel, und während er überlegt, hat der Jakobiner schon längst gehandelt. Er hält's für Pflicht, selbst gegen einen ausgemachten Bösewicht, sein Wort zu halten, und betrügt nicht einmal da,

wo er betrogen wird. Unter tausend Wegen, die zum Ziele führen, geht Er nur Einen, den, den die Redlichkeit billigt.

Die aristokratische Partey war gewiß nicht von allen Schlacken gereinigt: doch war sie in der Wahl der Mittel unendlich zarter, als jene. Jetzt frage ich also: Wie konnte sie etwas ausrichten?

Die Nation war verblendet; fast die ganze Armee war für die Revolution: also keine Kraft zur Unterstützung! Die Reichsten waren ausgeplündert, oder vertrieben worden: also kein Geld! Sie waren unter sich selbst nicht einig; selbst der Hof ließ sie oft im Stiche: also keinen Anführer, keine Stütze! was konnte da geschehen?

Wie ist es denn den größern, oder kleinern Nationen gegangen, die in diesem letzten Jahrzehende um ihre Unabhängigkeit gebracht wurden? Ich will nur Pohlen und Italien nennen. Die ganze pohlnische Nation war

gewiß, bis auf wenige Anhänger des russischen Hofes, gegen die Vertheilung. Was waren die Folgen dieses allgemeinen Unwillens? Kosciusko und noch einige ächte Patrioten fochten mit einer Handvoll Menschen kaum einige Monate. Die Umstände waren verschieden: von den Umständen ist aber nicht die Rede, sondern von dem, was geschehen ist, und von dem, was man von einer zahlreichen Partey, die von den nämlichen Gesinnungen beseelt wird, erwarten kann.

Auch in Italien waren die Umstände verschieden. Die vielen Regenten hatten aber nur Ein Interesse, nämlich daß die Franzosen nicht hereinkommen sollten. Was war also natürlicher, als daß der Kayser, der König von Neapel, der Pabst, der König von Sardinien u. s. w. sich zum gemeinschaftlichen Zwecke vereinigten? Sie hatten Truppen, Geld, wenigstens Erwerbsmittel, und waren selbst Anführer — also lauter Vortheile, die jene vermißten. Sie haben es nicht gethan, und am Ende doch nicht thun können — und

man wundert sich, daß es jene nicht gethan haben?

Wie würde es Deutschland gehen, wenn der revolutionäre Geist sich so rastlos thätig zeigte, als damals in Frankreich?

Die Greuel sind in Frankreich nicht größer gewesen, als die, welche hie und da in der römischen Geschichte, unter den Triumvirn, unter einem Verres u. s. w. ausgeübt wurden. Ja, wenn man die Geschichte des Tiberius, des Caligula, des Nero, des Domitian u. s. w. lieset, so muß man doch gestehen, daß die Jakobiner in der Kunst die Menschheit zu schänden noch weit zurückstehen. Man denke sich doch den Caligula, der sein Pferd zum Consul ernennen läßt, den Nero, als er die Stadt Rom anzünden ließ, und zwar, damit er sich an diesem Schauspiele weiden, und die Verse über Troja's Verbrennung hersagen könnte. Man vergleiche selbst die Aeußerung des Marat: Frankreich könne zu keiner reinen Republik werden, wenn nicht noch sechs mal

hundert tausend Köpfe fielen, mit der vom Caligula: Er wünschte, daß das römische Volk nur Einen Kopf hätte, damit er ihn mit Einem Hiebe abschlagen könnte. Um wie viel menschlicher ist Marat nicht?

Man wird die Nation hoffentlich nicht so weit beschimpfen wollen, daß man sie mit den damaligen Römern vergleicht. Zu jeder Epoche der Revolution sehen wir Männer, die dem Unwesen zu steuern suchen, und wo sie vergeblich gegen den reißenden Strom fahren, doch immer, den Tyrannen zum Trotz, fest und unerschütterlich stehen. Welchen Anblick gewährt uns das kayserliche Rom? Einen Kayser, der befiehlt, man solle ihm als einem Gotte huldigen; einen andern, der öffentlich auf der Bühne spielt; einen dritten, der gegen Sclaven ficht, und sich das Vergnügen macht, den sich schwach Vertheidigenden zu erstechen; einen andern, der seine eigene Leibwache überfällt, und einen Triumph wegen dieser Heldenthat feyert; einen, der in weiblichen Kleidern dem Senat vorsteht, oder seine Großmutter

als Mitglied dieser Versammlung einführt! Wer mag ihrer vielfachen Schändlichkeiten erwähnen? Das Volk sitzt im Amphitheater und beklatscht den hohen, würdigen Kayser in der Gestalt eines Fechters, eines — Weibes! Keine Stimme erhebt sich, kein Blick verhöhnt das Ungeheuer; kaum ein Paar Versuche gegen das öffentliche Scheusal! Die Römer werden zu tausenden geschlachtet, es bleibt ihnen nichts übrig, und sie regen sich nicht! Die Menschheit wird beschimpft, geschändet, und sie klatschen ihnen Beyfall zu! O servum pecus! Nein! Nie ist eine Nation so tief gesunken! Burrhus [1]), Corbulo, Thraseas und wenige andere stehen in dieser allgemeinen Verwirrung und Herabwürdigung allein da, als ehrwürdige Ruinen, die noch die ächte Form besserer Zeiten behalten haben. [2])

1) Selbst den Burrhus rechne ich nicht gern dazu, da er doch nicht ganz frey von jedem Vorwurfe ist.

2) Merkwürdig ist der Proceß des Thraseas unter dem Nero. Die Hauptpuncte der Klage waren:

Man denke an die Geschichte der Bedrük-kungen, die die armen Schweitzer von den

Daß er nicht für die Erhaltung des Für-sten und seiner himmlischen Stimme den Göttern geopfert;

Daß er ihn getadelt, weil er öffentlich auf der Bühne spiele;

Daß er aus dem Senat gegangen, als die Rechtfertigung von Agrippinens Morde da-selbst gelesen wurde;

Daß er weggeblieben, als die göttlichen Ehrenbezeugungen der Poppäa zugestanden wurden u. s. w.

Unter dem Roberspierre wurde man zum Tode verurtheilt, weil man kein guter Bürger war, weil man keine Nationalcocarde trug, und dergleichen. Fast immer aus eben so nichtigen Gründen. Wie weit aber noch bis zur Beschuldigung, Der und Der habe um die Erhaltung des göttlichen Robers-pierre und seiner göttlichen Stimme nicht gebeten!

Ein Tiberius regiert dreyßig Jahre; ein Caligula vier; ein Nero dreyzehn;

östreichischen Beamten erleiden mußten; an die Grausamkeiten, die man an den Tempelherrn ausübte; an die spanische Tyranney in den Niederlanden; an die Bartholomäusnacht; an die langen Verfolgungen und Mißhandlungen der sogenannten Ketzer; an die ganze Geschichte der Ligue; an den dreyßigjährigen Krieg; an die blutige Behandlung der armen Anhänger der Stuarts unter Georg II. bey der Landung des Prätendenten, und an tausend andere Stellen in der alten und neuen Geschichte: — und man sage noch, man habe nie etwas ähnliches gesehen! Und dieses thaten nicht etwa gemeine, rohe, ungebildete Menschen, von denen man nicht so viel Gefühl und Zartheit erwarten kann; — dieses thaten Könige, Vornehme, und — o Schande! — Priester!

ein Domitian funfzehn; ein Commodus zwölf; ein Caracalla sechs; ein Heliogabalus vier! und man wundert sich, daß Roberspierre und Konsorten sich etwa ein Jahr lang halten konnten!

In dieser an Umwälzungen, an Begebenheiten jeder Art so fruchtbaren Zeit, brachen zwey Revolutionen aus, die von Neapel und die von Irland. Wie weit die Beschwerden der sogenannten Aufrührer in Neapel gegründet waren, will ich hier nicht untersuchen. Es würde daraus eine Schilderung werden, deren die dortige Regierung sich nicht erfreuen könnte, und die den übertriebenen Feinden der vormaligen in Frankreich beweisen würde, wie glücklich die leidende Classe dort in Vergleichung mit dem neapolitanischen Volke war. Ganz Europa weiß, daß in der ersten Revolution in Neapel kein Tropfen Bluts war vergossen worden, und daß die Greuel erst dann angingen, als der König in die Stadt zurückkam. Gleich der erste Schritt war empörend. Die Kapitulation von St. Elmo, die der berüchtigte Kardinal Ruffo, als Oberfeldherr der neapolitanischen königlichen Armee, auch mit unterzeichnet hatte, wurde unter dem Vorwande gebrochen, man könne mit Verräthern nicht unterhandeln. Die Franzosen freylich wurden losgelassen, die

Neapolitaner aber meistens gehängt. [3]) Jetzt brach es los, die Furien durchliefen die unglückliche

3) Es war eine sonderbare Erscheinung, als man einen Kardinal, mit seinem Breviarium in der einen, mit dem Schwerdte in der andern Hand, an der Spitze eines königlichen Heeres sah. Und welches Heeres! Eines solchen, welches an Greuelthaten jeder Art alles übertrifft, was man selbst von den Armeen in den westlichen Departementern Frankreichs während der Anarchie gehört hat! Ich will kein Wort darüber verlieren. Nur bemerke ich, daß Ruffo doch ehrlich kapitulirt hatte, und sich eben so an die Kapitulation halten wollte. Jetzt hört man den königlichen Machtspruch: Mit Rebellen ließe sich nicht kapituliren! — Die Samniten hatten das bey Caudium eingeschlossene römische Heer nur unter der Bedingung losgelassen, daß die Konsuln den Senat zum Frieden vermögen sollten. Der Krieg wurde im Gegentheil mit erneuertem Eifer fortgesetzt, und das freygelassene Heer kehrte nicht in jenes Thal zurück, wie es sich von selbst verstand — eine Wort-

glückliche Stadt, und mehrere Wochen durch war sie der Schauplatz der grausamsten Ausschweifungen. Ich wende mich weg von diesem Anblick, und traure über diesen Theil der Menschheit, der durch diese Reaction noch unglücklicher wurde. Zwar wurden jene Schandthaten von der niedrigsten Klasse, den Lazzaroni, ausgeübt, aber unter den Augen der königlichen Familie!

Ich gehe über nach Irland. Die von den katholischen Rebellen ausgeübten Greuel-

Wortbrüchigkeit, die von den Geschichtschreibern nicht genug gerügt wird. — Daß Regulus nach Karthago zurückkehrte, war Pflicht eines edeln Mannes; nur deswegen war diese Handlung heldenmüthig, weil er wußte, welche Martern seiner warteten. — Wollte man die Kapitulation von St. Elmo nicht halten, so sollte man die Belagerten wieder in statum quo setzen. — Es ist sehr zu bedauern, daß die Mächte, welche gegen die mit Recht verschrieenen Jakobiner zu Felde zogen, oft nach den nämlichen Grundsätzen handelten.

thaten sind bekannt. Sie haben z. B. eine Scheune angesteckt, worin über hundert Personen waren, die alle verbrannt wurden und dergleichen. Ueberdieß weiß man, daß keiner von den Protestanten einen katholischen Bedienten trauen konnte, wenn er auch noch so lange in seinem Dienste gestanden hatte. Durch den Fanatismus waren sie also ärger geworden, als die Neger selbst, deren Anhänglichkeit, wenn sie einmal statt findet, unerschütterlich ist. Daher jene allgemeine Aengstlichkeit, die die Protestanten bis in das Innerste ihrer Häuser verfolgte, wo sie für ihre geheimsten Geschäfte keine Zuflucht fanden, wo ihre Aeußerungen, Mienen, Gebehrden aufmerksam erspäht wurden, wo sie der beständigen Gefahr ausgesetzt waren, wegen eines unschuldigen Wortes gemeuchelmordet, oder an den Feind verrathen zu werden. Ein Umstand, von dem man in Frankreich sehr wenig gewußt hat, da unsere Bedienten sich überhaupt so vortrefflich benommen haben. Aber selbst in der Gegenpartey hat man Züge, die beweisen, wie weit der übertriebene Eifer für

eine Sache über die Gränzen der Menschlichkeit, der Redlichkeit und des Zartgefühls bringen kann. Ein Richter ließ einige Rebellen foltern, damit sie gestehen sollten, wo die andern ihren Vorrath von Waffen hätten. Sie bekannten wirklich, daß funfzig Flinten an einem gewissen Orte zu finden wären. Da rühmte sich denn der Richter, er habe wenigstens funfzig Menschen das Leben gerettet: denn wenn man auf jede Flinte nur Einen Schuß rechnet, so könnten da funfzig Menschen um's Leben gebracht werden. Ich kann mir nichts empörenderes denken, als die Einführung der Folter auf englischem Boden, wo die Criminalgesetze so gelind sind, und im Falle eine Thatsache nicht auf's strengste bewiesen wird, immer zum Vortheile des Angeklagten ausfallen, wo der Verurtheilte unter dem unmittelbaren Schutz der Obrigkeit steht, und als ein Schlachtopfer betrachtet wird, auf dessen Absonderung aus der Gesellschaft die öffentliche Sicherheit ruht.

Ein vornehmer junger Mann war von den Rebellen gefangen worden. Er wurde, gegen

die beyderseitige Gewohnheit, nicht umgebracht; vielmehr unter der Bedingung zurück geschickt, daß er die Seinigen zur Austauschung der Gefangenen zu vermögen suchen sollte. Er geht zurück, und dringt darauf, man solle die gefangenen Rebellen hängen, kehrte aber nicht nach Karthago zurück.

Bey einem andern Vorfalle sollten Einige gehängt werden, und man hatte keinen Strick. Ein junger Mensch gab sein Halstuch zu diesem Geschäfte her.

Man könnte eine große Menge solcher Anekdoten anführen, die dem rechtschaffenen, unbefangenen Engländer die ganze Sache verleiden mußten.

Man sage also nicht, die französische Revolution übertreffe an Grausamkeit und Schandthaten jede andere Epoche der Geschichte. Durch gesellschaftliche Verhältnisse, durch die Gewalt der Gesetze, durch das Gefühl seines eigenen Interesse wird der Mensch

in seiner natürlichen Güte erhalten und bestärkt. Bekommt er aber die Waffen in die Hände, so fällt bald der wohlthätige Einfluß der Gesetze weg; er wird Herr, schreibt nun Gesetze mit dem Degen in der Faust vor; die Herrschsucht wird zum ersten Gefühl, zum ersten Bedürfniß; und wenn da diesem Triebe nicht Einhalt gethan wird, so muß er zum wilden Thiere werden. Zumal wenn sich alle Umstände vereinigen, wie bey den Franzosen. Ich bin fest überzeugt, daß in jeder andern Nation eben so viele Grausamkeiten wären begangen worden.

In England hat das Gesetz mehr Kraft und Einfluß als irgendwo. Selbst der gemeine Mann hat Sinn dafür. Der niedergestreckte Faustkämpfer darf, so lange er auf dem Boden liegt, nicht wieder geschlagen werden; sonst ahnden es die Anwesenden an dem unedlen Gegner. — Während des Aufruhrs in Bantrybay nahmen die Matrosen einen Schiffscapitain gefangen, der auf sie hatte feuern lassen. Er mußte vor einer Jury

erscheinen; man fragte ihn, warum er auf sie geschossen habe? Er zeigte den Befehl des Admirals, und — wurde losgelassen. — In den ersten Jahren der französischen Revolution, als der Dämon des Aufruhrs seinen Geist in ganz Europa mehr oder weniger verbreitete, versammelte sich in Edinburg eine beträchtliche Anzahl Menschen gesetzwidrig; und sie fingen an, sich mit politischen Gegenständen, mit Betrachtungen über die Lage des Vaterlandes u. s. w. zu beschäftigen; als plötzlich Einer rief: Ey! bedenkt doch, daß wir hier wider das Gesetz versammelt sind! Und sie liefen alle auseinander.

Hat man es aber so weit gebracht, daß ein Volk von dieser sclavischen Abhängigkeit befreyt, und seine Leidenschaften durch alle Reitze des Ehrgeitzes, der Herrschaft, des Reichthums rege gemacht hat, so wird es nothwendig die größten Ausschweifungen begehen. Nur der gebildete Mensch kann diesen Verführungen widerstehen; von dem rohen Menschen, dessen moralischer Instinct nicht

ausgebildet werden konnte, darf man es nicht erwarten. Ohne alle Bildung und in der Armuth ist man selten vollkommen gut; man muß wenigstens in seiner strengen Moralität, oder in einer gewissen Wohlhabenheit eine Wehre gegen die Anfälle der Leidenschaften haben.

Wer weiß nicht, wie sehr das französische Volk seinen Königen ergeben war? Selbst unter einem Ludwig XV., wo es so gedrückt wurde, wo die vielen Mißbräuche jeder Art häufigere und kräftigere Aeußerungen der Unzufriedenheit und des Unwillens entschuldigt hätten? Wer hätte nun da geglaubt, unser guter Ludwig XVI. würde als Schlachtopfer einer Faction aus diesem Volke fallen?

Eine Vergleichung zwischen der französischen Nation und den andern würde mich zu weit führen; ich überlasse sie jedem unbefangenen, freydenkenden Manne, und besorge keineswegs, sie werde zum Nachtheil der ersten ausfallen.

Selbst in der Revolution finde ich Ursachen genug mit der Nation zufrieden zu seyn. Denn manche Klassen waren nicht so ausschweifend und grausam, als sie ungestraft seyn durften. Wir wollen z. B. den Soldaten im Auslande betrachten. Man muß hier freylich die Jourdanische Armee in Schwaben und Franken ausnehmen, die den Unwillen und den Aufstand der Einheimischen wohl verdient hatte. Zwar mag man sich auch bey den andern Armeen über manchen General und Kommissair mit Recht beschwert haben: gegen den Gemeinen hat man wenige Klagen zu führen. Zumal bey der Nordarmee unter Pichegru in Holland, und bey der letzten Rheinarmee unter Moreau. In Italien hat er sich so gut gehalten, daß sich äußerst wenige über ihn beschweren. Viele Menschen haben mich versichert, daß einige Städte in der Italiänischen Republik sich doch noch lieber französische, als italiänische Soldaten zur Besatzung wünschen. Man sagt, daß selbst in den östreichischen Staaten oft mehr über die kayserlichen, als über die französischen Soldaten geklagt wurde.

Bey keiner Armee findet man ein stärkeres Gefühl von Ehre. Man kennt jene Anekdote von Richelieu bey der Belagerung von Port Mahon. Viele von den Grenadiren betranken sich. Nun ließ er bey der Parade bekannt machen, der erste, der sich noch betrinken würde, werde nicht mit Sturm laufen. Und von nun an geschah es nicht mehr. Dieses Gefühl herrscht noch immer bey der französischen Armee. Damit kann man sie immer in Schranken halten, selbst da wo sie von keiner Kriegszucht bezähmt wird. Ein Ausländer erzählte, daß er zu der Zeit, als Jourdan's verheerende Schaaren durch Franken zogen, mehrmals auf die plündernden Soldaten geradezu gegangen sey, sie auf folgende Art angesprochen: Ihr nennt Euch französische Soldaten, und treibt solchen Unfug! Nein, Ihr seyd keine Franzosen, denn der Franzose hatte sonst ein Gefühl von Ehre! und sie mit diesen Worten immer zurückgehalten habe.

Man hat es auch in Frankreich gesehen. Von den Ausschweifungen im Innern haben

wir schon zu viel gesprochen. Nur wundert es mich, daß sie nicht noch mehr begangen haben. Ueberall wo sich die berüchtigten Marseiller und die Mainzische Armee zeigte, hat man gezittert; denn diese waren eigentlich der Abschaum der Nation, der Menschheit. Damals war dem Soldaten alles erlaubt; er durfte alles ungestraft thun; die meisten Officiere von diesen beyden Korps gingen ihnen mit dem Beyspiele vor, so wie sie sich auch im Anzuge, in der ganzen Haltung gar nicht von ihnen unterschieden. Je mehr Unwesen sie stifteten, desto sicherer durften sie auf die Dankbarkeit der damaligen Volksrepräsentanten rechnen; und wer den Kopf seines Wirthes vor die Municipalität gebracht hätte, der wäre gewiß der beste Bürger gewesen, und hätte die brüderliche Umarmung empfangen. Man hört im Gegentheil von sehr wenig Zügen von Grausamkeit und Wildheit. Oft waren ihrer zwanzig in Einem Hause; da hat man sich freylich darnach einrichten müssen; sie haben den größten Theil des Hauses besetzt; unterkommen mußten sie,

und sie verlangten bisweilen mehr als man hergeben konnte; doch wurde es ihnen oft von ihren eigenen Kameraden verwiesen. Unter dem Nationalconvent mußte man sie auch zur Tafel ziehen; aber viele machten davon keinen Gebrauch. Von Diebstählen, von Seiten der Einquartirten, hat man sehr wenig gehört, von Einbrüchen u. s. w. noch weniger. An den Ufern der Loire zogen sie mit allem Ansehen eines Korps, welches eigentlich auf Verheerung ausging. An einen Schatten von Ordnung war nicht zu denken; jeder munterte die andern zu Ausschweifungen jeder Art auf; auf ihren Fahnen stand geschrieben: Guerre aux Chateaux, Paix aux Chaumières! (Krieg den Schlössern, Friede den Hütten!) Man denke sich nun an ihrer Stelle Kosaken, oder auch manches Freykorps unter gebildeteren Nationen, und es stände wahrscheinlich kein Schloß mehr am ganzen Strome der Loire! Von den Verwüstungen im Vendeischen Kriege ist hier nicht die Rede. Es war dem Wohlfahrtsausschusse darum zu thun, daß diese Volksmasse aufgerieben würde. Man weiß ohnedieß,

daß jeder Krieg diese Abscheulichkeiten mehr oder weniger nach sich zieht, zumal ein bürgerlicher, wo die Hartnäckigkeit, die Erbitterung, der Rachegeist immer unendlich stärker sind. Hat doch unser guter, verehrungswürdiger Turenne auf Befehl des Louvois die Pfalz auf die empörendste Art verwüstet! Und wie verfuhr denn im Meklenburgischen jener König, der so viel über die Ruhe, das Glück der Völker schrieb, der sogar Odes à la paix dichtete?

Diese Soldaten haben sogar manche Dienste geleistet. In Bre'tagne herrschte damals ein großer Mangel an allen möglichen Lebensmitteln. An Mehl, an Brod war oft nicht zu denken; ja selbst um Oel zu bekommen, mußte man mit einem Atteſtate von der Obrigkeit versehen seyn. Nun hat man häufige Beyspiele gehabt, daß die Soldaten für ihre Wirthsleute falsche Atteſtate machten, damit ihrer Noth abgeholfen würde. Hätte man dieß aber entdeckt, so wären sie gewiß erschossen worden; und sie wußten es wohl.

Wenn ich auf alles dieses Rücksicht nehme, so hat man, glaube ich, alle Ursache mit ihnen zufrieden zu seyn. Es bestätigt sich auch jetzt nach dem Frieden. Ich brachte jetzt drey und einen halben Monat in einer Stadt zu, wo eine Besatzung von drey bis viertausend Mann liegt, und es geht dort alles so ruhig zu, daß man den Soldaten beynahe nicht gewahr wird. Kaum hört man von einem Betrunkenen unter ihnen. Auch den Officieren ist alles Gute nachzusagen; denn in dergleichen Fällen ist das größte Lob, wenn man nichts zu sagen hat.

Ich komme wieder auf die Bauern, deren ich schon einmal erwähnte. Man kann freylich manches gegen sie einwenden. Jedoch man hat eine solche Menge von rührenden Beyspielen der Redlichkeit, der Anhänglichkeit, der Treue, daß sie in meinen Augen alles aufwiegen, was man gegen sie aufbringen dürfte. Ich werde nur einige berühren.

Ich nehme sie lieber unter den Brétons, die sich vielleicht mehr als die andern ausge-

zeichnet haben. Einer hatte die Güter seiner vormaligen Herrschaft gekauft, und als sie zurückkam, gab er sie ihr alle zurück. Die Frau drang in ihn, er möchte doch etwas behalten; dazu war er nicht zu bereden. Sie wollte ihm wenigstens eine Wiese aufdringen: Bah! antwortete er, ils me prendroient pour un acquéreur de domaines nationaux!

Einige pachteten die schon verkauften Güter von der Republik wohlfeiler, als sie werth waren, und gaben ihrer ehemaligen Herrschaft den Ueberschuß.

Hier aber der rührendste Zug von Ergebenheit. Die Frau von T. hatte bey ihrem Weggehen im Jahr 1792 ihr kleines Mädchen, welches sie nicht mitnehmen konnte, als Säugling bey der Amme, einer Pachtersfrau, zurückgelassen. Diese erzog das Kind unter ihren eigenen Kindern, als gehörte es wirklich zu ihrer Familie. Und die andern Pächter, die auch um das Geheimniß wußten, gaben jeder seinen kleinen Beytrag, damit sie etwas besser

und reinlicher gehalten würde. Dieß dauerte acht bis neun Jahre. Da forderte eine Verwandte das Mädchen im Namen jener Mutter zurück. Die Bäuerin verließ augenblicklich lieber ihre Familie, ihre Wirthschaft, als daß sie das Kind fremden Händen anvertrauen sollte, und brachte sie nach ...... welches ungefähr dreyßig Stunden von ihrem Dorfe entfernt liegt, blieb aber bey dem Mädchen, welches noch immer in dem Wahne unterhalten wurde, als wäre die Bäuerin ihre eigene Mutter. Sie lebte zwey ganze Jahre dort, bis die wahre Mutter kam, welcher allein sie das anvertraute Pfand überliefern wollte. Jetzt entstand eine neue rührende Scene: das Mädchen wollte von keiner andern Mutter wissen, als von der, die sie erzogen und gepflegt hatte. 4) Wie schwer läßt sich

4) Eine von den unnatürlichsten Folgen des Luxus war die Gewohnheit, daß die Mütter ihre Kinder von andern säugen ließen. Welche zärtliche Mutter wird, wenn es ja ihre Gesundheit erlaubt, dem ersten Anlächeln, den ersten Liebkosungen ihres Kindes, der ersten

auch ein solches Verhältniß ändern! Man konnte sie anfänglich nicht überreden, sich der *zweyten* Mutter zu nähern; es war auch ein entsetzlicher Gedanke, daß sie die andere verlassen müsse, die alles für sie gethan hatte, und deren Zärtlichkeit gerade jetzt, da, wo sie ihrentwegen *alles* verlassen, in einem noch schönern Lichte erschien. Sie hatte auch mit dieser

Liebe, der süßen, gewiß unnennbaren Freude entsagen, das erste Wort, ihren Namen, von seinem stammelnden Munde zu hören! Ein solches Kind muß die Amme lieber haben, als seine leibliche Mutter. Was es dieser zu danken hat, weiß es nicht; hingegen sieht es, daß es alles was es *genießt*, von Jener empfängt. — Man hat sich aber jetzt der Natur wieder genähert. Während der Revolution wagte man es oft nicht, sein Kind fremden Händen anzuvertrauen, und schon vor dieser Zeit war der Anfang mit der Besserung gemacht worden. — Dieß, so wie manche höchst nützliche und nothwendige Veränderung in der Erziehung der Kinder, hat man gewiß dem *Rousseau* zu verdanken.

dieser beständig die Landessprache 5) gesprochen; und die neue Mutter sprach ja französisch!

Die vortreffliche Bauersfrau ging nun zu ihrer Familie zurück. Man kann sich hier nicht umhin, beyde Mütter zu vergleichen. Daß die erste ihr Kind so verlassen hatte, möchte man tadeln, wenn man nicht wüßte, in welcher Verlegenheit sich die Aeltern oft befanden. Wie sehr erschweren Kinder, zumal Säuglinge, eine Flucht! Oft gewinnt man dabey nichts, als daß man beyde einer unvermeidlichen Gefahr aussetzt. Die Umstände, dünkt mich, entschuldigen diese Verlassung. Wie soll man aber die Pflegemutter loben? — Ich weiß es, mancher Tadelsüchtige dürfte an ihr aussetzen, daß sie ihre eigene Familie verließ, welche doch ihre ersten Sorgen erforderte.

5) Das sogenannte bas Bréton, welches mit dem Französischen nicht die mindeste Aehnlichkeit hat, und ein Dialekt der Gallischen Sprache in Wallis, und der Ersischen bey den schottischen Hochländern zu seyn scheint. —

Ja, wenn ihre Kinder noch klein gewesen wären! Das war aber nicht der Fall, und so konnte sich die ganze Familie allenfalls wohl ohne sie behelfen. Wozu aber eine Rechtfertigung? Wer wird hier an Tadeln denken, wo das Herz gerührt werden muß!

Die Bauern aus Basse Bretagne haben ihre Pacht stets in Gelde bezahlt, und zwar bis in die letzte Zeit, wo die Assignaten so viel verloren, und wo sie folglich einen so großen Gewinn machen konnten. Einer entschuldigte sich, als er einmahl nur die Hälfte in Gelde bezahlte: er hätte, versicherte er, das Uebrige nicht auftreiben können. Ist denn dieses das Verhalten und die Sprache des Eigennutzes? Und das geschah in einem Lande, welches man für wild und roh hält! [6]) Doch sind die Menschen dort redlich

6) Es ist wahr, für die Bildung des dortigen Menschen ist noch wenig gethan worden. Die Manufacturen sind im Innern des Landes in einem elenden Zustande. Von dem Handel zu St. Malo, L'Orient und

und treu, und ich denke, dieß ist die Hauptsache. Man möchte freylich eine solche ehr=

Nantes kann hier nicht die Rede seyn. Der Ackerbau wird nicht sehr fleißig, oder verständig getrieben. Es erfolgt eine Hungersnoth, wenn das sogenannte schwarze Korn mißgerathen ist. Und wenn gar die Aepfelärndte, und folglich der Cyder fehlt! Es geht auch zwischen den abgesonderten Aeckern ein beträchtlicher Theil des Grundes verloren, welcher zu einem Graben, und zur Anpflanzung einer Hecke verbraucht wird, da hingegen in den prächtigen Ebenen von der Picardie, von Flandern und von Brabant fast keine Absonderung zwischen den benachbarten Aeckern zu sehen ist. Die Wege sind abscheulich, und für den, der die sogenannten Landstraßen in einigen Theilen von Franken, und fast in ganz Westphalen nicht kennt, unvergleichlich schlecht. Wo diese äußerlichen Vorzüge fehlen, fehlt auch die moralische Bildung mehr oder weniger. Die Sitten sind hier sehr grob, schon der Anzug und das Aussehen der Landbewohner kündiget Leute an, die sich wenig um die Fortschritte des Luxus bekümmern. Auch die Sprache stimmt mit dem Uebrigen.

liche Rohheit beynahe der Bildung vieler Völker oder Städte vorziehen. Man vergleiche z. B. den schottischen und schweitzerischen Bergbewohner mit dem gemeinen Mann in London und Paris. 7)

7) Ich glaube indessen nicht, daß die wahre Cultur etwas verderben kann. Nur der Mißbrauch der Cultur, oder die Uebercultur ist schädlich. Ich meyne jene, durch die man nicht nur das Joch der Vorurtheile, sondern auch die wohlthätigen Fesseln gesellschaftlicher Verhältnisse, und selbst die menschlichen Gefühle von sich wirft; z. B. derer, die jenen Maler mitten unter den Septembriseurs rechtfertigen wollten. — Ein edler französischer Beamte sagt in einer Rede: Non, les lumières ne sont pas un mal. La Providence n'a pas voulu que la vérité pût être funeste aux hommes. Si la recherche de la vérité produit quelquefois des suites cruelles, c'est que les erreurs nous poursuivent jusques dans nos efforts pour nous en délivrer: mais un peuple qui languit dans l'ignorence est accablé d'erreurs non moins nuisibles et bien plus multipliées et plus

Noch wendet man ein: dieses hätten sie aus Fanatismus und Aberglauben gethan! Man müßte an der Menschheit verzweifeln, wenn man glauben sollte, der Mensch könne ohne Bildung nicht gut seyn. Der muß mit Landleuten nie Umgang gehabt haben, der behauptet, sie hätten keinen natürlichen Sinn für Redlichkeit und die edlern menschlichen Gefühle. Ich weiß es, der Bauer überhaupt bedarf stärkerer Triebfedern, als der *gebildete* Mensch; er würde vieles thun, wenn ihn sein Pfarrer nicht versicherte, daß es ihn um seine Seligkeit bringen würde, und dergleichen. Daß aber jeder Bauer nicht ohnehin *gut bleiben* könne, dieß läugne ich. Ich sage *bleiben*: denn der Bauerssohn, wenn er gebohren wird, ist doch nicht minder gut, als der Königssohn. Nur hat er weniger Gelegenheit, den Keim des Guten, den er eben so wohl, als jener, im Busen trägt, zu entwikkeln. Wer wird nun sagen, dieser Keim erhalte

durables; et il tombe au dernier rang de l'espece humaine.

sich in keinem gemeinen Busen? Ich möchte im Gegentheil behaupten, es seyen mehr wahrhaft gute und reine Menschen selbst in der ärmsten, als in der reichsten Klasse. Dieß zu beweisen, würde mich in philosophische Untersuchungen, und zu weit von meinem Gegenstande führen.

Und wenn der Bauer auch nur durch künstliche Mittel auf dem Wege der Redlichkeit erhalten werden könnte, so sieht er doch zu deutlich, wie vortheilhaft sie ihm ist. Wenn er z. B. seinen Nachbar rechts oder links bestiehlt, so kann er sich doch denken, daß ihn beyde wieder und ärger bestehlen können. So sehr ist die Moral mit dem allgemeinen Nutzen verbunden, und so einleuchtend sind ihre ersten Grundsätze!

Ich will aber annehmen, daß man seine Treue einem blinden Fanatismus und Aberglauben zuschreiben muß. Immerhin! Wenn nur das Resultat gut ist. Davon nur ist hier die Rede. Besser ist es freylich, wenn der Mensch, der wohl thut, ohne Eigennutz han-

delt: dieß ist aber seine Sache. O möchte doch die Erde mit lauter solchen Menschen bevölkert werden, die das Gute aus Eigennutz thäten! So hätten wir doch wenigstens das Gute.

Jetzt will ich von einer andern Klasse reden, die sich in der ganzen Revolution vortrefflicher als je gezeigt hat, von den Bedienten. Wie sehr sehnt sich der Unglückliche, der verfolgt, oder nur beängstigt wird, der durch die äußerlichen Umstände leidet, nach der häuslichen Ruhe? Wie wohl wird es ihm, wenn er da, sicher vor verrätherischen Zeugen, unter seinen Freunden sein Herz erleichtern, Trost für die überstandenen, Muth gegen die noch zu überstehenden Leiden schöpfen kann; wenn ihm Alles Vertrauen einflößt und Liebe zulächelt; wenn Alles mit ihm theilt, was er empfindet und erfährt; und wenn er weiß, daß selbst das gräßlichste Loos seine Freunde nicht von ihm trennt! — O dieß ist eine Wohlthat, für die man keine Sprache hat! Wenn er aber in seiner Noth nicht einmal in seinem Hause eine

sichere Zuflucht findet; wenn er sich unter den Seinigen nicht frey fühlt; wenn jedes Auge auf alle seine Bewegungen, jedes Ohr auf seine Aeußerungen lauscht, so wird das Haus zu einer Hölle, wo ihn die bösen Geister verfolgen, sein Elend wird verdoppelt, verdreyfacht.

Wie treu und ergeben diese Leute gewesen sind, kann ich nicht beschreiben. Ich will nur einige Beyspiele unter tausenden anführen.

Jeder kennt den Namen des Letellier, Bedienten des damaligen Directors Barthelemy. Man weiß, mit welcher Selbstverleugnung er sich entschloß, die Gefahren seines Herrn zu theilen. Man sagte ihm, er ginge einem gewissen Tode entgegen, und er beharrte. Leider! traf es ein; er kam auf der Ueberfahrt nach England um. Man hat von dieser Aufopferung zu wenig gesprochen; denn Letellier gehört unter die edelsten Männer dieser Epoche. Er konnte sehr füglich in Frankreich zurückbleiben; für seinen Herrn war er über-

flüssig. Er hatte hier alles zu gewinnen, wenigstens die Ruhe. Was konnte er aber dort erwarten? Keiner glaubte, sie würden lebendig auch nur bis an die Seeküsten kommen. Und was hatten sie auch da zu erwarten? Einen ungeheueren Abgrund, oder die abschreckendste Wüste in Cayenne! Er bestand darauf, und büßte es mit dem Leben. Lange lebe sein Name!

In einem Hause lebten zwey alte Bedienten, Mann und Weib. Ersterer war seit acht und dreyßig Jahren in der Familie. Der Herr und seine Frau schmachteten achtzehn lange Monate in Arresthäusern. Nun war der alte Mann beständig entweder auf dem Wege, damit er seiner lieben Herrschaft Erleichterungen verschaffen möchte, oder er blieb zu Hause, damit das Schloß nicht von den durchziehenden Truppen geplündert würde. Einmal blieb die Frau im Schlosse, welches an einer sehr lebhaften Straße liegt, siebzehn Tage durch ganz allein. Sie bekam Einquartierungen, ganze Schwadronen stürmten auf Einmal in den

Hof; und sie wußte sie doch mit so vieler Geschicklichkeit zu behandeln, daß sie immer zufrieden wegzogen, und in der ganzen Periode ist im Hause nicht ein Stein von seiner Lage gerückt worden. Ein abermaliger Beweis, daß selbst unsere wildesten Soldaten nicht immer so viel Unheil anstifteten, als sie thun durften. Diese rechtschaffenen Leute leben noch immer im nämlichen Hause, fast ohne Lohn, entziehen sich alles, damit sie die Noth ihrer Herrschaft nicht vergrößern, sind im eigentlichsten Sinne ihre besten Freunde, und werden als solche von den Kindern innig geschätzt und geliebt.

Ein Basbreton diente etwa acht Monate lang in einer Familie, welche im Verfolg der Revolution nach America ging, und zog mit seinem neuen Herrn, einem Rittmeister, an die Gränze, wo dieser erschossen wurde. Der Bediente wird von den Preußen gefangen genommen, und man hört nichts mehr von ihm. Nach Jahr und Tag schreibt er an die Verwandten seiner ehemaligen Herrschaft, er sey

im Dienste bey einem preußischen Officiere, der ihn sehr gut behandle; er wünsche jedoch lieber bey ihnen zu seyn; und da er nicht wisse, in welche Lage die Revolution sie versetzt haben könnte, so bäte er sie von einer kleinen Summe Geldes, (einem Livre, oder tausend, gleichviel!) die er in ihren Händen zurückgelassen habe, Gebrauch zu machen. Endlich sie möchten ihm schreiben, ob er etwa seinem ersten Herrn in America nützlich seyn könne? In diesem Falle wolle er auf eigene Unkosten hinreisen. Seitdem war er selbst in Frankreich, und machte die nämlichen Anerbietungen. Von Zeit zu Zeit schreibt er an sie, und seine Briefe sind höchst einfach und herzlich. Braucht das noch gelobt zu werden?

Welche rührende Beweise der Treue und Anhänglichkeit haben nicht die Emigrirten von ihren Bedienten im Auslande erhalten! Es ist wahr: einige wurden verlassen, so wie manche in Frankreich verrathen. Doch was beweiset Einer gegen Tausende? Schon der Umstand, daß sie auch in der Noth ihren

Herren treu blieben, spricht von ihrer Vortrefflichkeit. Sie ließen es aber nicht dabey bewenden. Einer ging nach dem Rückzug aus der Champagne nach Frankreich zurück, und sollte für seinen Herrn Geld auftreiben. Nach sechs Monaten kam er wieder heraus, und brachte ihm nicht nur Geld von seiner Familie, sondern auch eine gewisse Summe, die er bey einem deswegen unternommenen Weinhandel erspart hatte.

Ein zweyter ging von seinem Herrn, der ihn nicht länger ernähren konnte, nach Holland, diente ein Jahr lang als Matrose auf der holländischen Flotte, und brachte am Ende des Jahres seinem Herrn den Ertrag seiner mühseligen Arbeit.

Wie viele haben eben so für ihre Herren gearbeitet, gesorgt? Sie haben sich des Nothwendigsten beraubt, um es für sie aufzusparen. Und wie haben sie sich aufgeführt? Sie waren so ordentlich, so stille, so genau, so artig, so dienstfertig, daß sie allgemein gelobt wurden.

Ich möchte behaupten, daß man solche Beyspiele der Anhänglichkeit in der größern Hälfte der französischen Familien finden wird. O wie freute ich mich, als ich in so vielen Häusern noch die nämlichen Gesichter antraf, die ich vor zwölf Jahren dort gesehen hatte! Ein Bedienter, der seit fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren dem nämlichen Herren dient, ist nichts seltenes; und wie viele findet man, die den siebenjährigen Krieg mit ihm gemacht haben? — Diese Beständigkeit thut Einem so wohl! Herrn und Bedienten sieht man gleich als zwey Freunde an, die von einander nicht scheiden können.

Nun frage ich hier jeden unbefangenen Mann: In welchem Lande findet man das?

Ich könnte leicht eine große Menge von ähnlichen Anekdoten auftreiben; und ich denke, eine solche Sammlung wäre für die Menschheit wohl so wichtig als die Histoire des prisons und dergleichen. Man sollte ein solches

Buch aufstellen, dem Ausländer zur Bewunderung, dem Franzosen zum Troste. Es wäre ein heller, lichter Punkt in der gräßlichen Dunkelheit der ausgeübten Greuelthaten. Man hat sich seit einigen Jahren gewöhnt, den Menschen als das wildeste Thier zu verschreyen: nun würde man sich wieder freuen ein Mensch zu seyn!

Woher kommt es aber, daß man oft mehr Neigung fühlt grausame Gegenstände, als Züge der stillen Größe und Wohlthätigkeit zu lesen oder zu sehen? Wir bezeigen mehr Wärme und Enthusiasmus gegen das Böse, als für das Gute. Die ruhige, einfache Tugend ist für uns zu einförmig; wir lieben sie, merken sie aber kaum; sie rührt uns, sie reitzt uns aber nicht; und wir wollen gereitzt werden. Darum sehen viele Menschen ein gräßliches Trauerspiel, z. B. einen Macbeth, einen Othello, lieber als einen Cinna, vielleicht das beste Stück unsers Corneille. [8]) Ein

8) Ich will hier keine Vergleichung zwischen beyden Dichtern machen. Auch läugne ich

gutes, moralisches Trauerspiel gewährt uns eine sehr wohlthuende Empfindung, die Bewunderung über den Kampf des Tugendhaften gegen das Laster, gegen das Unglück, wie es Seneca bemerkt hat. Aber je gräßlicher das Stück ist, desto mehr Eindruck macht es auf die größere Menge der Zuschauer. Wir suchen einen, wenn auch zu starken, Reitz, der uns aus der trägen Einförmigkeit des Lebens herausreißt; und wir lassen uns allenfalls gerne den Dolch des Schmerzens in's Herz stoßen: dadurch aber verfehlt der Künstler seinen höhern Zweck, daß die Tugend immer belohnt, oder wenigstens das Laster bestraft werde. Unsere Kunstwerke sollen ein Trost für die Menschheit, und nicht ein Reitz zur Verzweifelung seyn. Ich sehe es ungern, daß man das Schicksal der Alten auf unserer Bühne einführen will. Es ist für mich etwas

nicht, daß dieses Schauspiel vielleicht nicht tragisch genug ist. Ich rede nur überhaupt, und Cinna fiel mir vor allen andern ein.

peinliches, wenn ich einen Helden, einen tugendhaften Mann gegen durchaus unbezwingbare Hindernisse streiten sehe, als wenn Einer mit dem bloßen Kopfe gegen eine eherne Mauer laufen, und sie mit Gewalt niederstürzen wollte.

Die stille einfache Größe thut uns wohl, aber nur als Abwechselung. Wenn wir einen schaudervollen Gegenstand gesehen haben, so suchen wir gerne einen lächelnden Anblick, bey welchem wir uns erholen und ausruhen können; so wie der Wüstling, der einen ganzen Winter hindurch im Wirbel der städtischen Vergnügungen und leeren Zerstreuungen geschwärmt hat, sich gerne — auf ein Paar Tage, oder Wochen! — nach dem stillern Leben auf dem Lande sehnt.

Ich hatte einen Freund in Frankreich um Auskunft über einige Punkte gebeten. Eben jetzt erhalte ich die Antwort, und kann, glaube ich, nichts besseres thun, als den Brief geradezu zu übersetzen. Ich bürge für die Wahrheit jeder ange-

angeführten Thatsache, so wie überhaupt für die unbedingte Unparteylichkeit des Erzählers.

Der Vendeische Krieg war kaum seit zwey Jahren geendigt, so fand man keine Spur mehr davon. Der Boden ist ungemein fruchtbar; es scheint wirklich, als wären neue Colonisten vom Himmel herabgefallen, so vortrefflich bebaut ist das ganze Land. Schon lange werden wieder jene zahlreichen Heerden Ochsen, die in den fettesten Triften weiden, wöchentlich nach Paris gebracht. Die Schlösser zwar stehen nicht mehr, die Meyerhöfe aber sind wieder aufgebaut worden; die Abgaben werden hier, wie allenthalben, entrichtet, und die Reisenden können ohne wiederholte Versicherungen nicht glauben, sie seyen in der Vendée. Dieß habe ich von vielen gehört; ich rede indessen nur überhaupt; gewiß erinnern sich einige Einzelne nur zu sehr an jene Zeiten.

Unsere Bauern haben so viele Beweise der Anhänglichkeit gegeben, daß man sie nicht leicht alle anführen kann. Fast im ganzen Mor-

bihan (Hauptstadt Vannes in Bretagne) haben sie in der Periode der Assignaten stets in Gelde bezahlt. Viele haben ihre Herrschaften ernährt, als diese ungerechter Weise auf die Emigrantenliste gesetzt, und ihre Güter eingezogen wurden. Diese nämlichen Güter pachteten sie von der Regierung so wohlfeil als möglich, und gaben dann ihren Herrschaften den Ueberschuß. Die meisten Pächter verließen das Haus, wo sie glücklich lebten, oft wo sie geboren waren, weil es verkauft wurde. Vergebens suchten die neuen Besitzer sie durch die vortheilhaftesten Anerbietungen zurück zu halten. Einigen gelang es durch die Versicherung, sie hätten nur für den vorigen Besitzer gekauft; als dieser aber zurückkam, und die Bauern sich in ihrer Erwartung getäuscht sahen, zogen sie fort. Es würden Einige die Güter gekauft haben, wenn sie nicht besorgt hätten, sie möchten sterben, und ihre Kinder oder Erben würden nicht die nämlichen Gesinnungen hegen. Auch fürchteten sie sich vor der Infamie, die dem Namen acquéreur national (Ankäufer von Nationalgütern)

anhing, und noch mehr vor einer Partey, die ihren Anhängern schadete, indem sie ihnen nutzen wollte; ich meine die Chouans, die sie alsdann unbedingt, und ohne weiteres Nachfragen als Ankäufer von Nationalgütern würden behandelt haben.

Wir machten vor etlichen Tagen die Bekanntschaft der Frau v.... Es ist ein kleines, dünnes, zartes Geschöpfchen, aber mit dem lebhaftesten und geistreichsten Auge. Du hast vielleicht ihre Geschichte in den Zeitungen gelesen. Ihr Mann wurde der Auswanderung beschuldigt, und vor das Criminalgericht gebracht. Sie trat als sein Vertheidiger auf, und rettete ihn wirklich, und zwar nur durch Thatsachen, Beweise und Folgerungen. Nicht zu weinen, sagt sie, fiel mir noch am beschwerlichsten. Sie wollte sich aber der Waffen ihres Geschlechts nicht bedienen, und ja ihre Richter nicht weich machen. Sie ließ nicht einmal ihre Kinder kommen, und behielt eine Standhaftigkeit, die von einer großen Gewalt über sich selbst zeugt, und gegen die anscheinende Lebhaftigkeit

ihres Geistes und das Leidenschaftliche ihres Charakters absticht.

Die Weiber haben überhaupt sehr viel Muth gezeigt; sie setzten sich jeder Gefahr aus, damit sie den Gefangenen einige Linderung verschaffen, und vorzüglich ihnen zu ihrer Entweichung verhelfen könnten. Sie wußten, daß der Tod ihrer wartete, wenn sie entdeckt würden. Sie suchten sich aber, troß dem Augenschein, zu überreden, daß sie weniger bewacht würden, und verließen sich immer darauf, daß man ihrer nicht achtete. So haben sie die wichtigsten Dienste geleistet; nicht allein haben Mütter und Frauen ihre Söhne und Männer gerettet, sondern auch tausend andere trotzten der größten Gefahr, um gleichgültige Leute, Leute, die sie nie gesehen hatten, zu retten. In diesem Lande, wo sich viele Männer, Priester, Chouans, Emigrirte mehrere Jahre hindurch versteckt hielten, war ihre Zuflucht immer bey Weibern, und zwar oft bey alten, und meistentheils frommen Weibern. Unter dieser sehr großen Anzahl sind

in ganz Bretagne vielleicht nicht sechse, auf die die Lästerzungen, durch Vermuthung anderer Gründe, als die der Mildthätigkeit und Menschlichkeit, gezielt hätten. Sie schienen auch jene Schwachheit, die sie gewöhnlich verräth, verloren zu haben. Einige, die einen, oft fünf bis sechs Geächtete bey sich verborgen hielten, und die sowohl als diese den Tod erwarten mußten, wenn man sie entdeckte, empfingen mit bewunderungswürdiger Fassung die republikanischen Truppen, bisweilen zweyhundert an der Zahl, führten sie durch das ganze Haus, gaben ihnen zu essen und zu trinken, und behielten so viele Gegenwart des Geistes, daß sie auf die Leute Acht gaben und das Plündern verhinderten. Und dieses geschah nicht etwa Einmal, sondern sehr oft; gingen die Ersten ab, so kamen schon andere, zumal wenn das Haus verdächtig war.

Die nämliche Seelenstärke fand man auch schon in kleinen Kindern. Man hat bemerkt, daß kein einziges das ihm anvertraute Geheimniß, auch nicht durch die leiseste Unvor-

sichtigkeit, verrathen hat. Ich sah öfters in Gesellschaft einen republikanischen Officier, der aus der Vende'e kam, zu der Zeit wo man dort am blutigsten verfuhr, und der drey Monate nachher über die Abscheulichkeiten, deren Zeuge er gewesen, den Verstand verlor. Er sprach mit Bewunderung von dem standhaften Muth der dortigen Kinder. Man wußte gewiß, daß die Vendeer durch einen gewissen Ort gegangen waren, und wollte erfahren, wo sie sich hingewendet hätten. Man fragte nun ein Kind, welches auf dem nämlichen Flecke stand; — die Männer und oft auch die Weiber waren verschwunden — das Kind wußte von nichts. Sie gingen aber hier durch? — Kann seyn. — Und was für einen Weg schlugen sie ein? — Ich weiß nicht. — Weder Liebkosungen, noch Versprechungen konnten sie irre machen; selbst die Drohungen konnten nichts bewirken. — Ihr könnt mich todtschlagen: doch erfahrt Ihr nichts! und sie wurden todtgeschlagen. Andere schwiegen auf's hartnäckigste still, und ließen sich dabey ermorden.

Ich soll dir das Schicksal unsers N. erzählen. Hier hast du es. N., unser Gärtner, wurde, nebst acht andern, eine Viertelstunde von .... ergriffen. Sie lagen müde, erschöpft auf ihren Gewehren. Man brachte sie nach ...., sie gingen unter unsern Fenstern vorbey, und ich erkannte sie. Ich ging gleich aus, und versuchte, ob dem N. nicht zu helfen wäre. Eine Viertelstunde darauf kam ich zurück; sie waren schon wieder vorbeygegangen zum revolutionären Gericht. N. hatte aber nicht heraufgesehen, welches hinlänglich gewesen wäre uns ins Verderben zu stürzen. Wir schickten zum Gericht; eine halbe Stunde darauf war das Todesurtheil gefällt und vollzogen worden. N. nannte uns beym Verhör gar nicht; er gab nur seine Gemeinde und sein Handwerk an, ohne im geringsten anzudeuten, wem er gehören mochte. Wir hatten um den ganzen Plan des Aufstandes gar nichts gewußt; den hatten uns die guten Leute verheimlicht. Nur wollte man bemerkt haben, daß sie jene Munterkeit, die sie seit unserm Wegziehen von .... verloren, wieder gewonnen hatten. Sie glaub-

ten in ihrer Einfalt, die Gegenrevolution würde gemacht werden, so bald sich ihre Gemeinde zeigen würde. Wie schändlich wurden sie aber gerade von dem betrogen, der sie so weit gebracht hatte! Der Verräther hatte in diesem Lande sehr viel Unheil angerichtet.

Du fragst mich, welchen Eindruck der Tod des Königs machte? Diese Nachricht verbreitete allenthalben die äußerste Niedergeschlagenheit. Selbst die, die ihn gewünscht hatten, die sich darüber freuten, diese erschraken, daß sie so weit gekommen waren. Die Gesichter hatten eine gezwungene Fassung; es schwieg alles. Man sah, zu welcher Partey man auch gehören mochte, einander in den Straßen an, und schlug die Augen nieder; jeder schien seinen Antheil an dem Verbrechen zu nehmen. Der Tod Karls I., meynte man, war das Verbrechen eines Einzigen; der Tod Ludwigs XVI. fällt auf alle Franzosen zurück. — Der Titel eines Franzosen war verleidet worden. Der Konvent selbst schauderte zurück, als der Herzog von Orleans den Tod aussprach. —

Seit dem Anfange des Processes lief man, wenn der Courier ankam, haufenweise nach der Post, um Nachrichten zu erfahren. Am Unglückstage waren mehr Menschen dort, als jemals. Man folgte dem Wagen, man fragte den Courier, der aber schwieg. Beym Aussteigen sagte er: Le roi est mort! — Le roi est mort! ging es von Mund zu Munde, und — in einem Augenblicke war die Straße leer. Wir standen am Fenster, und warteten ungeduldig auf Antwort. Das niedergeschlagene Ansehen aller, die mit gesenktem Kopfe und langsam vorbey gingen — dieß war Antwort genug. Ein jeder hatte auf die Appellation an das Volk gerechnet; und so wirkte diese unerwartete Nachricht wie ein Blitzschlag. Selbst die Uebertriebensten befürchteten die Folgen zu sehr, als daß sie sich hätten öffentlich darüber freuen können. An eben dem Tage war Ball im Schauspielhause angesagt. Du kannst dir denken, wer damals tanzen konnte. Es ging aber doch kein Mensch hin, jeder schloß sich ein, und mehrere Tage hindurch waren die Straßen öde. Diese

lasen in Jedermanns Augen einen Vorwurf; jene verbargen ihre Thränen. — Ich war ein wenig krank. N. 9), der Arzt, der mich besuchte, kam an diesem Tage nicht zu mir. Den andern Tag aber war er sehr früh bey mir, damit er nur mich sehen könnte: Ich hatte gestern, sagte er mit Thränen, nicht den Muth Sie zu besuchen. Es war keine Energie mehr, es war alles todt. — Lies im dritten Gesang des Poëme de la Pitié 10). acht bis zehn Zeilen, die die Lage

9) Der für die Lage der Sache der Revolution mehr als billig eingenommen war, übrigens ein gutmüthiger, sehr schätzbarer Mann, den also kein Vorwurf treffen konnte.

10) D'autres du jour fatal retraceront l'image,
Dans ce vaste Paris le calme du cercueil,
Les citoyens cachés dans leurs maisons en deuil,
Croyant sur eux du ciel voir tomber la vengeance,
Le char affreux roulant dans un profond silence,

von Paris, als der König zum Schaffote gebracht wurde, beschreiben, und du wirst sehen, daß das Vorige auch auf Paris, so wie auf das übrige Frankreich angewendet werden kann, ausgenommen etwa in ganz kleinen Orten, wo der Terrorismus so groß war, daß man froh scheinen zu müssen glaubte. Nie sah man etwas traurigeres als die Feyer des einundzwanzigsten Januar; die obrigkeitlichen Personen hielten, dem Befehle zufolge, ihren Zug; das Volk aber nahm keinen Antheil daran. Noch lange nachher sah ich, wie die eifrigsten republikanischen Officiere sich gegen den Vorwurf der Mitschuld vertheidigten, und kühn behaupteten, die Armee würde, wenn man sie darum befragt hätte, nicht für den Tod gestimmt haben. Sie setzten ihren Stolz darin, und brachten selbst zuerst das Gespräch darauf.

Le char, qui plus terrible, entendu de
moins près,
Du crime en s'éloignant avance les apprêts
etc. etc.

Sehr wahr ist es, daß die Soldaten uns all das Uebel, welches sie ungestraft, sogar mit Beyfall zufügen durften, nicht nur nicht zufügten, sondern uns oft in Zeiten der Noth sehr behülflich waren. Nur in der ersten Zeit, wo wir dann und wann zwey hatten, aßen sie an unserer Tafel. Als unsere Häuser aber mit ihnen angefüllt wurden, lebten sie für sich, und zwar weit besser als wir, die wir Mangel an Allem litten. Oft gaben sie uns Brod, oder machten, auf Gefahr sehr streng bestraft zu werden, falsche Atteſtate, um uns welches zu verschaffen, wenn wir sonst keines bekommen konnten. Sie wollten zuweilen nicht früher als wir essen, damit wir ihre Gerichte kosten möchten. — Man weiß, daß in . . . ., wo auf einmal dreyßig tausend Mann, und die meiste Zeit acht bis zehn tausend lagen, nie ein Weib, selbst aus dem Volke, auf der Straße beschimpft wurde. Man soll dabey nicht vergessen, daß ihnen damals Alles erlaubt war, daß sie alle Hausleute erstechen durften, wenn sie nur vorgaben, man hätte in ihrer Gegenwart den

König zurück gewünscht, oder die Melodie zu dem bekannten Liede: Pauvre Jacques etc. gesungen, welche auch auf die Romanze des Königs: O mon peuple, que vous ai je donc fait? etc. paßte; ja, sie hätten Zeugnisse als gute Bürger (certificats de civisme) erhalten. Die Soldaten, die damals besser waren als ihre Officiere, halfen auf jede Weise; einige hackten das Holz, andere trugen es, so wie das Wasser, herauf u. s. w. Einige wollten uns, wenn unser Bedienter den Dienst als Nationalgardist verrichten mußte, bey Tische bedienen. Wir mußten es ernstlich ausschlagen; denn hätte man es erfahren, so würde man es uns zum großen Verbrechen gemacht haben. Man schickte sie in den Club, und in alle Versammlungen, damit man erfahren konnte, was vorging — ihr Rock war der beste Paß. Freylich nicht dem ersten besten vertraute man sich so an. Unter denen, die am längsten in unserm Hause gelegen, hängen Einige noch sehr an uns; sie besuchen uns, wenn sie hierdurch gehen, und zeigen immer dieselbe Dienstfertigkeit.

Während des Terrorismus hatten die Municipalitäten eine unbeschränkte Gewalt. Es wurde zwar kein Attestat erfordert, wenn man bey den Beckern Brod haben wollte: allein diese hatten nie Brod genug, wenn man auch ganze halbe Tage da stehen blieb. Man durfte kein Brod, nicht einmal das Gemüs aus dem Garten außerhalb der Stadt hereinbringen, wenn man nicht die Erlaubniß der Municipalität vorzeigte, welche wiederum schwer zu erlangen war, zumal für Brod, und die nur Einmal galt. Das Weißbrod war durchaus verboten; die Kranken oder Greise, die kein anders essen konnten, mußten sich mit dem Zeugnisse eines Arztes, von zwey Officiers de santé (Wundärzte) unterschrieben, und von der Municipalität videmirt, versehen, welches aber nur auf Einen Tag gültig war. Man muß in jener Zeit gelebt haben, wenn man sich einen Begriff von den Schwierigkeiten machen will, die man in den einfachsten Dingen zu überstehen hatte. Kam ein Fremder auf vier und zwanzig Stunden zu Jemanden, wenn er auch ein Bruder war, und kam er nur zwey Stun-

den weit her, so mußte man ihn angeben, weil man den Haussuchungen beständig ausgesetzt war; denn da wurde jeder, der nicht bekannt war, verhaftet. In Paris, Nantes und andern Städten war man in Rücksicht auf Lebensmittel noch unglücklicher, als hier. Unser Brod war nicht so gut, als selbst das Commißbrod; doch konnte man es essen. In Nantes aber legte man Bohnen und selbst Hanfsamen darein. Man sagt, wenn man es stark gegen die Wand warf, blieb es daran kleben. Um solches zu bekommen, brachte man ganze Nächte vor den Thüren der Becker zu, und zwar jeder für sich, in eigener Person.

Nur dunkel erinnere ich mich der Wirkung, die das Manifest des Herzogs von Braunschweig machte. Bey jeder Partey wuchs der Muth; der Einen gab es Hoffnung; die andere hingegen sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu vertheidigen. In keiner von beyden hatte man von den französischen Truppen die Meynung, die sie sich seitdem erworben haben; keiner hatte die ungeheuern Hülfsmittel

berechnet, die der Terrorismus anwandte; und die Armee bot, bey ihrer damaligen Beschaffenheit, ohne Anführer, ohne Eintracht, keinen hinlänglichen Widerstand. Auch war in den Reden der Revolutionsfreunde viel Prahlerey. Die Folge hat sie gerechtfertiget. Uebrigens es mochte Prahlerey, oder Bewußtseyn ihrer Kräfte seyn, gewiß ist es, daß sie nie daran gezweifelt haben; und dieß war vielleicht mit die Ursache ihres Glücks.

So weit die Auszüge aus dem Briefe meines Freundes.

Ich kann mich nicht enthalten, folgenden Auszug aus einer Note zu dem vor kurzem erschienenen Gedichte Le Printems d'un Proscrit hier einzurücken: „Il m'a toujours semblé voir deux hommes dans chacun des „François; l'homme élevé sous la monarchie, avec toutes les illusions qui combattoient encore pour elle," (dieses ist nicht recht verständlich) „et l'homme de la révolution, avec toutes les craintes, toutes les fureurs, et toutes les idées exagérées, qui tenoient aux circonstances violentes, où nous

nous

„nous sommes trouvés. On a vu plus d'une „fois des hommes assassiner et pleurer leurs „victimes. Combien de fois la fureur et „le respect pour l'autorité qu'ils vouloient „détruire se sont combattus dans l'ame des „factieux! Ce peuple, qui entouroit l'écha„faud, et qui applaudissoit aux assassinats, „a laissé échapper des larmes sur le sort „des proscrits. On connoit ce mot d'une „femme du peuple, qui venoit d'apprendre „la mort de Mr. de Malesherbes: Ce M. „de Malesherbes, disoit-elle, étoit „un honnête homme; on ne pou„voit lui reprocher d'autre tort „que d'avoir defendu ce pauvre „tyran. Je crois que ce mot mérite „d'étre conservé; il caractérise admirable„ment l'esprit du peuple dans la révo„lution."

Aus allem Vorhergehenden will ich nun einen allgemeinen Schluß ziehen:

Die Revolution war ein harter Prüfstein. Mancher, der sonst für einen ausgemachten

Taugenichts galt, ward der Verfechter der guten Sache, der Vertheidiger der Unschuld, der Märtyrer der Tugend. Mancher hingegen, der bisher für einen ehrlichen Mann gehalten wurde, der es auch oft wirklich war, dieser leider! ward ein Schurke. Ersterer wurde seiner Güter beraubt, und schloß sich natürlicher Weise an die Gedrückten und unschuldig Verfolgten an; oft aus einem Geiste des Widerspruchs, weil seine Feinde sich zur entgegengesetzten Partey geschlagen hatten; — bisweilen aber auch durch eine wirkliche Rückkehr zur Tugend; er hatte sich eine Menge kleine, heilsame Verbrechen zu Schulden kommen lassen, erschrak aber vor der Masse der jakobinischen Abscheulichkeiten. — Der zweyte wurde durch Versuchungen aller Art, durch Vorspiegelungen vom werdenden Glücke der Menschheit, durch sein eigenes Interesse verführt; oder, wenn er ein ehrlicher Mann war, so war er von heimlichen Anfechtungen des Ehrgeitzes nicht ganz frey; und oft riß ihn die Furcht gewaltsam in's Verderben hinein.

Mancher junger Mensch hat sich nur deswegen rein erhalten, weil er von tugendhaften

Aeltern und Freunden umgeben war. Andere hingegen wurden schon in ihren Milchjahren Zeugen von den größten Schandthaten, sie sahen nur blutige Arme; und hatten sie einmal den natürlichen Abscheu davor überwunden, so streckten sie selbst ihre eigenen Arme zum Morde. Sie gewöhnten sich bald, und fanden endlich einen Gefallen daran. An eine wohlthätige Rückkehr dieser war wohl schwerlich zu denken: denn je früher man angefangen hat nach dem Bösen zu streben, desto mehr unterdrückt man die Stimme des innern Richters, des Gewissens. Wären aber dieselben unter bessere Führer gerathen, so wären sie für das Gute eben so eifrig geworden, als für das Böse. Diesen mißrathenen Menschen hatte es anfänglich an Herzen, oder an Kopfe gefehlt; und dieses ist auch gewöhnlich der Grund, warum die Erziehung so viel Einfluß auf den Menschen hat. Ein warmes Herz und ein schwacher Kopf, oder ein kaltes Herz und eine lebhafte Einbildungskraft führen zu den nämlichen üblen Folgen; und es kommt in diesen Fällen immer auf den Führer an. Nur der,

der zugleich ein eben so warmes Gefühl als richtigen Verstand hat, kann durch alle Prüfungen bis zur heiligen Halle gelangen; aber

Pauci, quos aequus amavit Jupiter etc.

Man sieht hieraus, wie wenig man sich auf menschliche Tugend verlassen darf. Darum muß man, zumal nach einer solchen Revolution, wo der Mensch beynahe aus sich selbst herausgerissen wurde, schonend in seinen Urtheilen seyn. Keine Nation hat das Recht, der französischen Vorwürfe zu machen; denn es wäre keiner — in den nämlichen Umständen — besser gegangen. Ueber muthwillige Verbrecher muß der Stab unbarmherzig gebrochen werden. Was aber andere Menschen betrifft, die sich beynahe unschuldiger Weise verfingen, so muß jeder denken: Wie wäre es mir da gegangen? — und sich freuen, daß er bey der ganzen Begebenheit richtig geleitet wurde, oder nur ruhiger Zuschauer blieb. Wechselseitige Schonung ist eine der ersten gesellschaftlichen

Tugenden; sie wird uns von der Religion, von der Moral zum Gesetze gemacht: kurz man muß den goldenen Spruch: Wer schuldlos ist, der werfe den ersten Stein! nie aus den Augen verlieren.

Ich habe den ersten Theil meines Planes nach meinen Kräften ausgeführt. Jetzt komme ich zum zweyten Theil, und will einige Bemerkungen über den französischen Karakter machen.

Wenn man von dem Franzosen spricht, so meynt man doch gewöhnlich nur den Pariser. Es ist eine große Ungerechtigkeit, die man an den übrigen Franzosen ausübt. Paris ist in Frankreich, vielleicht in Europa, ohnstreitig der merkwürdigste Ort. Alles gute und schlechte, was man sich nur denken kann, findet man hier vereinigt; doch die wahre Herzensgüte, die goldene Einfachheit ist hier weniger zu Hause, als in den Departementern; oder vielmehr sie fällt hier nicht so sehr in die Augen, weil sie sich in der Stille, und hinter

den großen, lebhaften, stets abwechselnden Scenen des menschlichen Lebens versteckt hält. Ich höre im Auslande nur Einen Ausruf: Paris! Paris! Alle Reisenden strömen hin, und nehmen sich kaum die Mühe, hie und da in einigen der ansehnlichsten Städte ein Paar Tage zu verweilen. Sie kommen nach Paris, werden vom Wirbel ergriffen, treiben sich bey den Ministern, den Gesandten, in den reichsten Häusern herum, wohnen fleißig der Parade bey, sehen die Ballets, mit unter auch wohl ein Trauerspiel von Racine, ein Lustspiel von Moliere, besehen das Museum, gehen ja alle Tage einmal in's Palais royal, reiten allenfalls nach dem Bois de Boulogne u. s. w. Dieses Wesen treiben sie einen Monat, sechs Monate hindurch, und — haben Frankreich gesehen!

Paris ist eine große Stadt, die sich von den zwey oder drey größten Städten Europens durch eigene Schattierungen unterscheidet; es ist aber weiter nichts als eine große Stadt, und nicht ganz Frankreich, und der Pa-

riser ist nicht der Franzose ausschließlich. Wer also Frankreich und den Franzosen kennen lernen will, reise in den Departementern, wo weniger Reichthum, dafür aber weniger Armuth, wo weniger Aufklärung und Verfeinerung, aber auch, weil die Reitzungen und Verführungen nicht so häufig sind, weniger Verderbniß herrscht. Dort findet er jene Mittelklasse, die in jedem Lande die beste ist. Diese soll er beobachten und studiren; denn sie macht eigentlich den Franzosen aus. Dieses ist auch das Urtheil der gebildetesten Ausländer über Frankreich. Es ist einleuchtend: wer wird die Engländer blos nach London, und die Deutschen blos nach Berlin und Wien beurtheilen?

Der Franzose wird gewöhnlich des Leichtsinns beschuldiget. Worauf gründet man sich? Und wie weit mag es wahr seyn? Das wollen wir untersuchen.

Es ist bald gesagt: der Franzose ist leichtsinnig. Man hat mehrere solche her-

gebrachte Ausdrücke: der Franzose ist leichtsinnig, der Engländer übermüthig, der Deutsche plump, der Spanier ernsthaft, der Italiäner falsch! u. s. f. Das wirft man so hin, und man hat, denkt man, die Karakteristick des Volkes gefaßt. Nun erweitert man allenfalls diesen Urgedanken: das ist doch ächt englisch! auch mit dem besten Engländer ist nicht auszukommen! — Ach! wer wollte es einem Franzosen zumuthen, daß er etwas überlegen soll! und dergleichen.

Daß eine gewisse Leichtigkeit einen Zug des französischen Karakters ausmacht, will ich nicht läugnen. Man verwechsele aber diese Eigenschaft ja nicht mit Leichtsinn. Der Franzose hat einen großen Hang zum Vergnügen, und genießt es im vollsten Maaße; er lacht gerne, und findet überall, auch im traurigsten Gegenstande Stoff dazu; daher die ihm ganz eigene Gabe alles lächerlich zu machen, welche oft bis zur Unart getrieben wird.

Er kann sich in alles finden, geht mit einem jeden um, wenn er sich auch über den und jenen lustig macht; ist überall zu Hause, wenn er auch gerne klagt; paßt in alle mögliche Lagen und Vorfälle des Lebens, und kann sich aus jedem Labyrinth herauswinden. Dieß sind doch wohl die Hauptzüge des gewöhnlichen Franzosen; und wer wollte ihn nicht um die meisten beneiden?

Man soll nicht glauben, ich wolle etwa auch jede Unart entschuldigen. Auch mir ist manches an seinem Karakter unerträglich: daß er so gerne und unüberlegt über alles abspricht, daß er oft alles, was nicht französisch ist, albern, abgeschmackt, unförmlich, häßlich findet; Romane, Gedichte, Putzsachen, Häuser, Städte, Gesellschaften u. s. w. Vom französischen Gecken, oder vom schlechten Franzosen ist hier nicht die Rede; er soll mir nicht entgehen. Ich gestehe, daß dieser Zug nur zu häufig dem Franzosen anklebt: und vielleicht den erklärt man für Leichtsinn. Es ist aber nicht Leichtsinn, wiewohl freylich nichts

besseres: es ist Eitelkeit und Vorurtheil. Und diese Unarten, die ich keinesweges gut heißen will, gründen sich auf seine Vorzüge, und noch mehr auf die Art, wie er von den Ausländern verwöhnt wird. Seine Moden herrschen in ganz Europa, keine Literatur ist so ausgebreitet als die seinige, seine Theaterstücke, seine philosophischen Werke, seine komischen Romane, seine Fluggedichte, und leider! auch die schlüpfrigsten, sind beynahe in Jedermanns Händen; in jeder ordentlichen Bibliothek in Europa findet man wenigstens einen Voltaire, einen Rousseau, einen Racine, einen Montesquieu, einen Buffon und wie viele andere. Seine Sprache ist schon längst zur allgemeinsten Sprache geworden; sie ist die Sprache der Diplomatie, der Höfe, der gebildetern Gesellschaft u. s. w. Kein Land sieht so viele Reisende, als Frankreich; es wird gewöhnlich als die Heymath der Freude, der Geselligkeit gepriesen; man sagt allgemein, in keinem werde man seines Lebens so froh, als dort; jeder spricht von der Schönheit, von der Anmuth,

dem heitern Himmel der mittägigen Provinzen; Paris ist der Sitz der wahren Cultur; endlich, der Franzose wird gesucht: ja, in den nördlichen Ländern wird der erste beste Ueberläufer aus Frankreich, wenn er auch ein Perückenmacher ist, mit offenen Armen empfangen: Er spricht französisch! Er schwatzt mit vieler Fertigkeit, lacht über die nordischen Bären, weiß gelegentlich ein kleines Ballet einzurichten, sagt der Frau vom Hause artige Dinge, die nur ein Franzose sagen kann, meynt diese, macht auch wohl mitunter ein Gelegenheitsgedicht, wenn auch dreyzehensylbige Zeilen darunter sind, kann ein kleines Fest veranstalten, macht sich nothwendig, und wird bald — Herr im Hause. Wie war es unter Friedrich II.? Hat Er nicht zuerst die Franzosen vorgezogen, beständig französisch gesprochen, alles deutsch geschriebene verhöhnt, ein Buch De la Litterature Allemande geschrieben, eine französische Academie gestiftet, wo die Deutschen ihre Muttersprache zum Vortheile ihrer Stiefschwester verläugnen müssen? Hat Er, dessen Stimme und Beyfall

in Europa so viel Einfluß haben mußten, selbst nach den schändlichen Beweisen der Unfähigkeit einiger Generale, [1]) Troß den vielfältigen Mißbräuchen unter Ludwigs XV. Regierung, hat Er nicht die französische Nation noch immer für die Erste in der Welt gehalten? Man weiß auch, in welchem Ansehen alles,

1) Man muß, wie billig, stets die Truppen von den Generalen unterscheiden. Die französischen Armeen, die unter einem Soubise und Clermont Tonnere schimpflich besiegt wurden, und werden mußten, siegten unter einem D'Estrées und Broglio. Es waren noch zum Theil die Soldaten von Raucoux und Fontenoi. Man hat jetzt gesehen, was man mit dem französischen Soldaten ausrichten kann, so bald er gehörig angeführt wird; und die etwanige Schande der Schlachten bey Rosbach, Crevelt u. s. w. hat er doch ziemlich abgewaschen. — Was er jetzt für die Republik that, das hätte er auch damals für den König gethan. Doch ist nicht zu läugnen, daß er in diesem Kriege von einem größern Enthusiasmus beseelt wurde, als in irgend einer Epoche.

was französisch war, unter Catharina II. stand.

Was Wunder, wenn alle diese Ursachen zusammen genommen den Franzosen verwöhnten? Was Wunder, wenn sie ihn auf den Gedanken brachten, seine Sprache sey die einzige Sprache für die höhere Welt, und die deutsche müsse in die unteren Klassen verwiesen werden; Alles was französisch ist, sey immer schon deswegen gut: denn es wird ja immer nachgemacht; endlich, weil er immer beklatscht werde, so sey er der liebenswürdigste Mensch auf dem Erdboden, und er dürfe nur erscheinen, um beklatscht zu werden?

An dieser Eitelkeit, an diesen Vorurtheilen sind also die Ausländer größtentheils selbst Schuld. Der Mohr wird nicht leicht auf den Wahn gerathen, er sey weiß, wenn er es nicht von allen Seiten bestätigen hört; denn da muß er doch am Ende denken, Er habe sich bisher geirrt.

Man verwechselt wieder die Leichtigkeit im Umgange mit Leichtsinn. Was soll der Zweck der Gesellschaft seyn? Daß ein jeder zerstreut werde, daß er seine Sorgen verscheuche, daß er zur Ausdauer in seinen Arbeiten, in seinem Amte, ja oft in seinem Häuslichen neue Kräfte hole, kurz daß die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebens durch einen neuen Reitz unterbrochen werde. Leicht ist der Umgang in französischen Gesellschaften; es ist darin eine Lebhaftigkeit, eine Seele, die vielleicht in keiner andern herrscht. Die beständige, rasche Abwechselung der Gegenstände macht sie einer Zauberlaterne ziemlich ähnlich. Daß man selten etwas wichtiges abhandelt, ist wohl wahr. Die Gesellschaft im gewöhnlichen Sinne ist die Zusammenkunft von Menschen, die sich nicht beschäftigen, sondern zerstreuen und vergnügen wollen. Haben die Franzosen nicht ihre gelehrten und litterarischen Gesellschaften und Zusammenkünfte? Nicht als wenn ich sagen wollte, man könne der Gesellschaft hie und da nicht eine nützliche Tendenz geben; daß man dem Wirbel Einhalt thue, um

etwas neues, witziges oder erbauliches vorzulesen, finde ich gar nicht unzweckmäßig: denn gerade dadurch gibt man dem Ganzen neuen Reitz, neuen Schwung. Ist es aber nicht besser, man erhält sich in beständiger Bewegung, wenn man auch nichts vernünftiges spricht, als daß man etwa zwey Stunden lang am Spieltische sitzen sollte? Was hat die Menschheit verbrochen, daß man ihr ein solches Vergnügen aufbringt? Was kann man bey einem solchen stillen, steifen Sitzen gewinnen? Will man stille und steif sitzen, so sey es wenigstens bey einem Spiel, wo die Verstandeskräfte geübt werden können, wie z. B. das Bretspiel, das Schachspiel und dergl. Aber stille und steif gesessen, und nicht einmal eine Schadloshaltung für die Entbehrung des gesellschaftlichen Vergnügens! Denn als solche rechne ich nicht die etwanigen unerwarteten Coups piquans und dergleichen, die die Spielenden ein wenig reitzen mögen; und der Gewinn darf hier nicht in Anschlag gebracht werden. Wahrlich, lieber zu Hause gegähnt!

Es

Es wird aber noch immer etwas anders gemeynt, wenn man sagt, der Franzose sey leichtsinnig, nämlich daß er kein Herz für Gefühle, keinen Sinn für Ueberlegung hat. Diese Vorwürfe verdienen näher untersucht zu werden.

Der Franzose hätte keine Empfänglichkeit für Gefühle? Nach dem wenigen, was ich von den Bauern und Bedienten gesagt habe, wird man zugestehen, daß diese Klassen in andern Ländern selten so gut sind. So viel hätte ich also schon gewonnen. Ich glaube nun, man kann die andern Klassen auch nach diesen beurtheilen. In Ländern, wo nur zwey Klassen sind, und ein großer Raum zwischen dem Adel oder den Reichen, und den Armen ist, findet man auch kein Verhältniß zwischen beyden; sie sind zu weit von einander entfernt, sie haben keine Berührungspunkte, also nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Wo aber zwischen beyden eine Mittelklasse vorhanden ist, da kann man vergleichen; die erste und die dritte Classe haben darum mit einander doch keine größere

Aehnlichkeit; sie kommen aber in der zweyten zusammen; durch diese werden sie beyde einander näher gebracht, denn von beyden hat sie einige Züge. Kurz der Raum zwischen den dreyen ist nicht so ungeheuer, er sind nur Schattierungen. Dies ist in Frankreich, so wie in den civilisirtesten Ländern Europens der Fall. Also könnte ich hier füglich aus Analogie schließen. Ich habe aber weit bessere und sicherere Gründe.

Es gibt wohl kein so lebhaftes Volk als das französische, mit Ausnahme des einzigen Italiäners. Alles trägt an ihm das Gepräge der Lebhaftigkeit, bis auf einige Umstände, die ich später anführen werde, und die zur nähern Kenntniß seines Karakters beytragen. Und so wie keines in der Aeußerung seiner Freude so übermäßig ist, so wird keins vom Schmerzen so sehr niedergedrückt. Es ist eine Folge seiner Einbildungskraft, die ihm in einem Nu alles vorspiegelt, was nur im entferntesten Verhältnisse mit dem Gegenstande, der ihn beschäftigt, steht. Er fühlt so tief, — ich

weiß es aus wiederholten traurigen Erfahrungen — und dieser Zustand ist so peinlich, so verzweifelt, daß er es schwerlich lange aushalten könnte. Seine lebhafte Einbildungskraft führt ihn bald auf neue Gegenstände. Und das nennt man Leichtsinn? Es ist ein glücklicher Vorzug seiner Natur. Er fühlt wenigstens so tief als andere: nur wird er schneller und kräftiger angegriffen, so daß er in einer Stunde so vieles empfindet, als andere in mehreren.

Man beurtheilet ihn so, weil er weniger davon äußert. Hat man es nicht im Auslande oft bemerkt, wie zurückgezogen Einige lebten, wie still und in sich gekehrt sie bisweilen in Gesellschaften waren, und zwar nicht, weil sie etwa keine Aussichten zum Fortkommen hatten: — darüber setzt sich der Franzose oft leicht hinweg — sondern weil ihre Familien geängstigt wurden, oder im Elende schmachteten. Wie viele sind nicht um ihre Gesundheit gekommen, oder gar zu Grunde gerichtet worden? Soll er dann mit seinem Schmerzen prahlen? Wer traurig ist, der soll sich vom größern Umgang

zurückziehen: denn der Haufe, wenn er auch aus einzeln guten Menschen besteht, hat keinen Sinn für seinen Schmerz. Er soll zu Freunden gehen, von denen er verstanden wird. Es ist mir schon beynahe von dieser Seite ärgerlich genug, daß man öffentlich trauert: denn es kommt mir vor, als wollte man sagen: Seht doch! Ich traure über den Tod meines Vaters, meiner Frau u. s. w. 2) Nicht längst hörte ich

2) Diese Aeußerung brauche ich hoffentlich nicht einzuschränken, und man hat mich doch verstanden. Ich wollte nur den lächerlichen, widerlichen Kontrast zwischen der Schau des Schmerzens und der fröhlichen Stimmung mancher Trauernden rügen. Diese öffentliche Achtung und Ehrenbezeugung für die Todten war mir von jeher ein rührender Zug in der Religion, in der Moral. Die Ehrerbietung, die die alten Aegyptier für die Todten bezeugten, hätte mich beynahe mit ihnen ausgesöhnt. Es ist sogar etwas sehr poetisches darin, weil es der Natur sehr gemäß ist; und wenn das ganze Christenthum so poetisch, oder was doch immer gleichbedeutend seyn sollte, eben so

Jemanden über vielfachen empfindlichen Verlust, den sein Herz eben erlitten hatte, klagen; und in demselben Augenblicke sagte er die possierlichsten Dinge.

Der Franzose ist an Aeußerungen seines Wohlwollens eben so karg, als irgend eine Nation. Ich habe nirgends mehr, ich möchte sagen, so viel Einfachheit und eigentliche Bonhommie gefunden, als in Frankreich — nirgends mehr Geradheit und Zuverlässigkeit in der Freundschaft. Der Franzose sagt seinem Freunde in der Noth wenig Worte; er schreibt ihm keinen langen Brief, schwärmt nicht über die süßen Verhältnisse der Freundschaft, über den wohlthuenden Einklang schöner Seelen und dergleichen, er sagt oder schreibt: Komm! ich will dir helfen! Und er thut es gewöhnlich mit einer Zartheit, einer Anspruchlosigkeit, die den Dienst noch unendlich

sehr auf Natur und Gefühle gegründet wäre, so möchte Chateaubriant wohl Recht haben.

erhöht. Er weint in dem Augenblicke, denn er fühlt alles, was da zu fühlen ist, läßt sich von seinem natürlichen Instinct hinreißen, hilft, und — vergißt es. O könnte ich nur alle Beyspiele aufstellen, die mir jetzt bey meinem kurzen Aufenthalte vorgekommen sind! Es würde aber ein neues Buch daraus werden; und einzelne Beyspiele, sagt man, beweisen nichts. Ich will sie also in meinem Herzen behalten.

Eine größere Menge von wahren Freunden findet man nirgends. Man nenne mir einen guten, schätzbaren, allgemein geschätzten Mann, der nicht wenigstens Einen Freund, oder ein Paar hätte, von welchen er sicher weiß, daß sie für ihn Alles thun, Alles unternehmen, Alles leiden werden. Man sieht, ich schränke mich auf eine kleine Anzahl ein. Ich kenne aber Einige, die von mehr als zwanzig die rührendsten, einleuchtendsten Beweise der Anhänglichkeit erhielten, die fast in allen Ländern solche Freunde zählen, worunter viele für sie ins Feuer laufen würden.

Man thut sehr Unrecht, wenn man eine ganze Nation nach Einzelnen beurtheilen will. So, höre ich, ist es auch in Rücksicht auf unsere Frauenzimmer gegangen. Ob ich eben gleich gestanden habe, daß einzelne Beyspiele nichts beweisen, so kann ich mich doch nicht enthalten, die zwey folgenden anzuführen:

Ein Officier, der bis in die ersten Jahre der Revolution einen ansehnlichen Posten bekleidet hatte, mußte endlich der Jakobinischen Partey weichen, und zog sich nach America, wo er noch jetzt mit seiner Familie lebt. Schon seit eilf Jahren sind sie weg, getrennt von allen ihren Verwandten und Freunden, in einem fremden Lande, unter Einheimischen, die beynahe durchgängig für die Gefühle von Redlichkeit und Treue keinen Sinn haben, wo sie sich von ihrer Hände Arbeit kümmerlich durchhelfen müssen, wo sie für die Erziehung ihrer Kinder keine Hülfsmittel haben, welches kein geringer Schmerz für älterliche Herzen ist! — wo sie oft ganze Jahre auf Nachrichten ihrer Lieben in Frankreich harren, und

jeden tröstlichen Umgang entbehren müssen, nicht einmal Einen Freund in der Noth haben! Die kleine Familie ist indeß sehr glücklich durch die allerseitige Anhänglichkeit. Die Frau schreibt viel von ihrer Sehnsucht nach ihren Verwandten, nach ihrer Heymath, nach Briefen; viel von den Arbeiten ihrer Familie, von den Entbehrungen, von dem Gram ihres Mannes: ihrer eigenen Mühseligkeiten erwähnt sie mit keinem Worte, oder beschreibt sie als Vergnügungen, als Zeitvertreib, und versichert, sie würde noch jetzt ihr Loos gegen das Loos einer Königin doch nicht vertauschen.

Ein Frauenzimmer hatte mit ihrer Mutter einen Theil ihrer Familie besucht, welcher fünf und zwanzig Meilen weit von ihnen wohnte. Während ihres dortigen Aufenthaltes hörte sie, daß ihre allein zurückgebliebene Schwester sehr gefährlich krank liege, und daß man fast alle Hoffnung aufgegeben habe. Es war im Anfang des Januars, in einem rauhen Winter, zu einer Zeit, wo die republikanischen und Vendeischen Truppen die westlichen

Departementer besetzten, oder, wenn man will — verheerten, und wo viele Räuber die Straßen unsicher machten. Sie setzt sich den andern Tag früh in eine Chaise. Ein alter treuer Diener begleitete sie ein Paar Stationen weit, sie fuhr dann allein ihren Weg weiter fort, und ließ sich weder durch vielfältiges Ungemach, noch durch die vielfachen Erzählungen von Ermordungen, Plünderungen u. s. w. abschrecken. Einmal bey Umspannen sah sie auf der Straße ein Kind, welches mit Blattern über und über bedeckt war. Was ist das? rief sie mit Entsetzen. Die Blattern; sie sterben hier alle daran. Ihre Schwester lag auch an den Blattern krank! — Sie kam den andern Tag glücklich an, und zur Belohnung fand sie ihre Schwester um ein merkliches besser. Hier sagt die einfachste Erzählung weit mehr als die größten Lobpreisungen.

Um die nämliche Zeit wurde mir im Auslande von einem Frauenzimmer erzählt, die von einem — Katarrh verhindert wurde ihre kranke, nur zwey Meilen weit entfernte Schwester zu besuchen.

Diese beyden Beyspiele habe ich nur deshalb angeführt, weil sie mir am nächsten lagen. Ich könnte gleich zwanzig Frauenzimmer nennen, die so viel und viel mehr thun würden; und ich kann mir durchaus kein Opfer denken, welches für jene zu groß wäre, wo sie nur den Ihrigen helfen könnten.

Mit einem Worte, nirgends handelt man rascher, mit mehr Energie, aus einem reinern Instinct, mit weniger Rücksichten auf Convention, so bald man seinem Freunde, seinen Lieben beystehen soll.

Der Franzose ist veränderlich, oder wie es mir ein Thessalier in Wien sagte: wetterwendisch. Worin denn? Wo es auf edlere Gefühle ankommt, doch wohl nicht. In Moden etwa? Ja, da habe ich's. Nun, ich gestehe es: man kann sich in dieser Rücksicht nichts unstäteres vorstellen, als den Pariser; und hier mag der Pariser für den Franzosen gelten, da unsere Moden hauptsächlich in Paris erfunden werden. Ein Sieg,

eine Eroberung, die Geburt eines Thronfolgers, und noch viel unwichtigere Vorfälle setzen tausend und tausend Hände in Bewegung, und es kommt eine neue Weste, eine neue Haube, ein neues Band u. s. w. zur Verherrlichung der Begebenheit zum Vorschein. Ein Triumphbogen auf acht Tage! Denn auf seine Trümmer wird bald ein anderer, einer andern Begebenheit zu Ehren, und auf eben dieselbe Dauer, errichtet; und ein Frauenzimmer, welches z. B. eine alte Haube nach Erscheinung einer neuerfundenen noch einmal tragen sollte, die setzt sich der Gefahr aus, daß sie für eine Dame ohne Geschmack verschrieen wird: Kennen Sie denn die Haube à la .... nicht? Mein Gott! Ich habe sie schon gestern Abend bekommen! — Eine recht abgeschmackte Frau!

Diese Genauigkeit war vielleicht vor der Revolution noch größer als jetzt; und ich kann mir kein erbaulicheres Beyspiel denken, als folgendes:

Ein junger Mensch befand sich in Gesellschaft, und sprach ziemlich eifrig mit einer

Dame. Ach! sagte er auf einmal, ich vergaß, daß wir heute den ersten Frühlingstag haben. Er lief sodann weg, und nach wenigen Minuten erschien er in einem Frühjahrsrocke wieder.

Es hat also mit unserer Veränderlichkeit in Modesachen seine Richtigkeit. Was werden wir aber von allen andern Nationen sagen, die unsern Moden so pünktlich folgen, und jeden Wechsel so ängstlich beobachten? daß sie nicht einmal so etwas erfinden können. Ist es nicht lächerlich, wenn ich sehe, wie viele Kisten voll Putzsachen alle Wochen, alle Tage von Paris aus ins Ausland abgeschickt werden, damit man in Berlin, in Wien, in Petersburg, in Moskau so aussehen möge, wie man in Paris aussieht, vielmehr vierzehn Tage, zwey Monate zuvor ausgesehen hat! Ich meines Orts freue mich, daß unsere Seidenwaaren, Spitzen, Bänder, Pomaden, Odeurs und dergl. einen so starken Abgang finden, und wenn ich mich auch darüber lustig mache, so thut es doch unsern Fabriken

keinen Abbruch. Aber lachen muß ich darüber, daß die Ausländer sich über unsere Modethorheiten aufhalten, und sie doch nicht entbehren können. Denn welche Thorheit ist hier die größere, die von den Erfindern, oder die von denen, die so knechtisch nachahmen? Frankreich spielt hierin die Rolle eines Eroberers, und alle Ausländer unterwerfen sich dem Joche — seiner Moden! Daß man von der englischen Staatsverfassung so viel nimmt, als möglich und rathsam ist, daß man sie, wo man sie nicht benutzen kann, wenigstens bewundert; daß man den neuen Entdeckungen der französischen Chemiker beystimmt und dergl., das will ich loben; denn es muß doch bey einer Nachahmung immer auf den allgemeinen Nutzen der Menschen abgesehen werden. Daß man aber Moden so genau befolgt und nachmacht, und obendrein die Erfinder derselben der Veränderlichkeit beschuldigt — wahrlich! risum teneatis!

Was werden wir nun von manchem Deutschen sagen, der seine Röcke — weil der Eng-

lische Schnitt einmahl den Vorzug haben soll — bey jeder Modeveränderung ganz fertig aus England kommen läßt? In der That, eine größere Thorheit findet man doch bey den sogenannten thörichten Franzosen nicht.

Ich lese deutsche Zeitungen und Zeitschriften, und finde oft eigene Aufsätze über irgend einen französischen Putzartikel! Ja man hat eigene Journale dazu! Man will selbstständig heißen, und ahmt selbst die Thorheiten seiner Nachbarn nach. [3])

3) Die deutschen Zeitungen und Journale sind in der Anzeige jeder Modeveränderung in Frankreich sehr genau, und weil zur Sprache der Moden auch die Sprache gehört, die sie zuerst benannt hat, so haben sich in die deutsche eine Menge französische Wörter eingeschlichen, die in meinen Ohren eine komische Wirkung thun, wie z. B. Chemise, oder gar Schemise, Mating, der Ueberrock, den man etwa des Morgens trägt, von Matin, und Chapeaubashut! und dergl. Leider! erhält sich die übrige Sprache nicht freyer

Laßt uns einen Blick auf die Engländer werfen. Diese unsere ernsthaften Nachbarn sind in dieser Rücksicht wenigstens so veränderlich, und selbst noch größere Despoten, als wir.

von ausländischen Ausdrücken. In einem gesellschaftlichen Zirkel, wo man sich durch die vermeinte Vertraulichkeit mit dem Französischen ein gewisses Ansehen geben will, lasse ichs noch hingehen. Daß aber die Büchersprache oft zu einer olla potrida von deutschen und französischen Wörtern wird, und zwar wo es nicht Noth thut, das kann ich nicht verdauen. Die deutsche Sprache ist so reich, und kann immer, ausgenommen wo von neuen Erfindungen die Rede ist, aus sich selbst schöpfen. Wozu also die Betteley? Fast **kein** Deutscher Schriftsteller ist davon ganz frey, nicht einmahl der klassische, sonst so antifranzösische **Lessing**. Die Wörter haben nicht eine gleichgeltende Bedeutung! Gebt sie ihnen nur, und sie werden schon gelten. Die Sprache kommt ja von den Büchern. Er wurde **touchirt** von der **Attention**, sagte einst ein sehr **respectabler** Gelehrter zu mir.

Die Engländerinnen nehmen zwar, wie bekannt, viel von den Pariserinnen; die Männer aber gehen von ihrer Tracht nicht ab, und diese lassen sich alle Nationen jetzt mehr oder weniger aufdringen. Sie üben aber unter sich selbst eine Art von Despotismus aus; denn wenn Einer einen Hut, einen Rock u. s. w. trägt, der eine andere Form hat, als die, welche die Mode befiehlt, so verfolgt man ihn gern mit dem Rufe: Look! Look! Selbst das Volk bemerkt so etwas viel leichter, und ahndet diese Versündigung an der Mode oft sehr ungestüm. Ein Ausländer erzählte, er sey einmal vom Pöbel verfolgt worden, weil er Vormittags einen dreyeckigten Hut auf hatte. In einem Lande, wo die Freyheit in jeder Rücksicht so ganz zu Hause ist, herrscht hierin die größte, lächerlichste, unangenehmste Sclaverey. Man nehme hingegen Paris: im Palais royal können der Republikaner mit den ungeheuern Hosen und seinem Tituskopfe, und der Ci-devant mit seiner breiten, hohen, aufgeschwollenen Frisur recht gut neben einander gehen. Jene Thorsteher mit ihren ellenhohen

hohen Frisuren, stehen noch jetzt, wie sonst, in der Rue de la Loi u. s. w. Im nämlichen Kaffeehause sieht man Aufwärter mit bepudertem, und mit schwarzem abgeschorenen Kopfe: kurz, Schuhe oder Stiefeln, runde oder dreyeckige Hüte, goldgestickte oder weiße Westen, Galakleider früh und Ueberröcke Abends, alles sieht man dort, ohne daß es einem einfällt es lächerlich zu finden. Von dieser Seite kann man die Parisische Ungezwungenheit nicht genug rühmen.

In einem Stücke sind die Londner doch noch eitler, als die Pariser. An einem großen Hoftag erscheinen die Damen alle aufs höchste geputzt. Die Zeitungsschreiber müssen aber einige von den Hofbedienten, oder die Kammermädchen in ihrem Solde halten, welche alles Stück für Stück aufschreiben: denn am andern Tag erscheint in ihren Blättern ein vollständiges Verzeichniß von allen Kleidungsstücken, die die Damen am vorigen Tage anhatten. Erbauliche Nachrichten zur Aufklärung der Provinzen und des Auslandes!

Doch ich schäme mich, daß ich mich so lange mit einem solchen Gegenstande beschäftiget habe.

Will man etwa sagen, der Franzose sey veränderlich in Rücksicht auf Schätzung des Verdienstes, oder auf den Geschmack? Wo werden große Männer, solche, die sich auf irgend eine Weise um den Staat, um die Wissenschaften, Künste und dergleichen verdient machten, mehr geschätzt, als in Frankreich? Und wenn sie von der Regierung nicht immer gehörig unterstützt werden, so erhalten sie von der öffentlichen Meynung doch immer die süßeste Belohnung für ihren Eifer. Fehler dagegen kommen auf Rechnung der Regierung und der Umstände, niemals der Nation. Es geht bey andern doch wohl nicht besser.

In Rücksicht auf den Geschmack? Ich denke, der Franzose hat ihn, seitdem er von unsern besten Schriftstellern bestimmt wurde, ziemlich rein aufbewahrt; und wenn auch die jetzigen nicht so ausgezeichnet sind, so ist die

Urtheilskraft doch noch dieselbe; kurz, man weiß noch, und zwar jetzt allgemeiner als jemals, wie man schreiben muß, wenn man auf die Nachwelt kommen soll. Und so groß auch der Enthusiasmus für manches neue Produkt seyn mag, so erhalten sich die Stifter der guten Poesie und der reinen, einfachen Prosa immer in heiligem Andenken. Welcher Franzose hat seinen Moliere, seinen Racine, seinen Boileau nicht hundert Mal gelesen? Wer kann nicht wenigstens einige Fabeln von Lafontaine auswendig?

Das Nämliche muß man von den Engländern sagen, die, bis auf wenige unparteyische Männer, selbst ihren Shakspeare unbedingt bewundern, und von den Italiänern, die so lebhafte Lobpreiser ihrer großen Dichter sind, als wenn diese noch vor zwanzig Jahren gelebt hätten. Wie verhält sich's aber mit den Deutschen? Wenn der Franzose von seinem Lafontaine spricht, rückt jener gleich mit seinem Gellert vor. Ich will Gellerten sein Verdienst lassen: vielmehr ich

ärgere mich, daß er schon halb und halb in Vergessenheit gerathen ist. Denn wer unter den jungen Leuten lieset jetzt den Gellert? Einer der kräftigsten, inhaltsvollsten Deutschen Dichter ist unstreitig der berühmte, bewunderswürdige Haller. Nun wer lieset jetzt den Haller, wenigstens seine Alpen? Wer kennt die Gedichte von Götz, einem der lieblichsten deutschen Dichter, der die französische Feinheit und Leichtigkeit so oft mit der Anakreontischen Einfachheit gepaart hat? 4) Ich fürchte, es geht mit Uz nicht viel besser. Hagedorn, Weiße und Gerstenberg sind schon halb und halb vergessen. Die Deutschen können wenig von ihren trefflichen Dichtern auswendig. Ist's nicht ärgerlich,

4) Wenige Gedichte der Art haben mir so viele Freude gemacht, als das Vergnügen von Götz, wiewohl einige Zeilen in eine ängstliche Kürze gezwängt wurden. Möchte doch Ramler aus allzugroßem klassischen Eifer sie hier und da ihrer ursprünglichen Naivetät nicht beraubt haben!.

daß die Meisten nicht wenigstens einige Stellen aus der Musarion hersagen können? Wenn man Emilia Galotti, Nathan den Weisen, Iphigenia in irgend einer großen Stadt in Deutschland drey, vier Mal in der Woche gäbe, so wie man seit drey Jahren in Paris die Corneillischen und Racinischen Stücke gegeben hat, da möchte ich wissen, ob das Haus beym vierten Mal sehr voll seyn würde. Die Schillerschen Stücke kommen hier in keinen Betracht, da sie, ihre übrigen Verdienste abgerechnet, doch noch den Reitz der Neuheit haben. Die herrlichen Symphonien von Haydn und die Mozartischen Sachen hört man noch immer mit Enthusiasmus: wer bürgt uns aber dafür, daß sie in zwanzig, dreyßig Jahren nicht auch zu alt seyn werden? Die französischen und englischen Klassiker werden wie oft wieder aufgelegt, und zwar mit starken Auflagen, und immer abgesetzt. Seit zehn Jahren hat man wenigstens drey Ausgaben des Racine veranstaltet. Man versuche so etwas gerade mit Klopstocks Oden, jetzt, wo der noch

neue Tod des erhabenen Barden ein neues Interesse für seine Sachen geben muß!

Ich komme endlich auf den letzten Punkt, nämlich daß der Franzose zu leichtsinnig sey, als daß er etwas überlegen, über etwas tief nachdenken solle und dergleichen. —

Hier muß man sich wirklich über manchen Widerspruch in diesem Karakter wundern, der schon vielen auffallen mußte, und den keiner erklären kann. Das französische Volk ist unstreitig eins der lebhaftesten auf der Erde. Nun,

si parva licet componere magnis,

man pflegt von einem wilden Knaben wohl nicht zu erwarten, daß er ganze Tage, ja nur wenige Stunden lang über Büchern sitzen soll. Er muß laufen, springen, umherjagen, toben und dergleichen. Man hatte schon lange bemerkt, daß der erste Angriff einer französischen Armee so fürchterlich rasch ist,

daß man ihm schwerlich widersteht. So waren schon die Gallier, so sind die Franzosen in diesem Kriege in vorzüglichem Grade gewesen. Eben so rasch und schnell ist freylich auch der Rückzug, wenn das Heer geschlagen wird. Die Rückzüge unter Moreau's und Macdonald's Anführung beweisen indessen, daß es doch wohl mitunter an den Generalen liegen möchte. Hingegen weiß man, daß sie es in der schweren Kunst der Belagerungen, der Vertheidigung und der Befestigung der Plätze noch am weitesten gebracht haben. Die besten Werke, die wir über diese Gegenstände haben, sind französisch. Die französischen Ingenieurs und Artilleristen wurden von jeher für die vorzüglichsten gehalten; man erinnert sich des Ausdrucks von Friedrich II.: wenn er zu seiner Infanterie die Oesterreichische Kavallerie und die französische Artillerie hätte, so würde er den Teufel aus der Hölle jagen. Im letzten Kriege haben sie diesen Ruhm behauptet; ehe ihre Infanterie so vortrefflich gebildet wurde, haben sie durch ihre

Artillerie gesiegt; und man sagt, man habe nie eine schönere gesehen, als die von der italiänischen Armee im letzten Feldzuge. Wie verträgt sich aber jene Lebhaftigkeit mit der Langsamkeit und Bedächtlichkeit, die zu diesen schweren Künsten erforderlich sind? Wo bleibt jene rasche Ungeduld, die immer vorwärts stürzen will, und die sich hier so zu fassen weiß, daß sie nur Schritt vor Schritt geht?

Sie haben sich freylich in ihren Unterhandlungen mit unter manches aufbinden lassen: z. B. im Handelstraktat mit England in 1787. Doch galten ihre Diplomatiker gewöhnlich nicht für die ungeschicktesten; und diese Kunst, — wenn sie ja eine besondere Kunst ausmacht [5]) — erfordert gewiß viel Ueberlegung, Klugheit und Vorsicht.

5) Ich bin mit vielen einsichtsvollen Männern überzeugt, daß zur Diplomatik weiter nichts gehört, als eine ausgebreitete Kenntniß der Geschichte, und namentlich der Friedensschlüsse u. s. w. und eine große Menschenkenntniß.

Leichtsinnig wäre die Nation, die eine so große Anzahl der tiefsinnigsten Gelehrten

Was schwatzt man so viel von der nothwendigen Feinheit, um die Kniffe und Schwänke der Minister und die Intriguen des Hofes zu durchschauen? Das thut jeder geübte und gewandte Weltmann. Von der Kenntniß der Staatsverfassung? Die gehört zur Statistik. Von der Beobachtung des Formulars? Das mag Sache des Secretairs seyn. Die Haupterfordernisse sind — eine gute Sache, und — 400,000 Soldaten: besser aber Offenheit und Geradheit. Ist denn Betrug in der Politik kein Betrug? Und wenn man nur betröge! Es gelingt aber so selten. Was gewinnen N. und N. durch ihren so sehr gepriesenen Scharfsinn? daß man sogar die Wahrheiten, die ihnen etwa mitunter entschlüpfen mögen, auch für Lügen hält. Auf diese Art ist der verschmitzteste Hof- und Weltmann der schlechteste Diplomatiker. Man denke sich den eben so einfachen als großen und edeln Franklin in seinem groben Rock, seiner schlechten Perucke und mit seinem Knotenstock vor dem englischen Parlament und am Versailler Hof! Diesen Mann halte

hervorbrachte, der man vielleicht die meisten Entdeckungen im Felde der strengen Wissenschaften zu danken hat! Man verlangt wohl nicht, daß ich die ganze Reihe herrlicher Männer vom Descartes und Montesquieu bis auf Lavoisier und Laplace anführen soll. Man nehme nur die Liste von den Mitgliedern des Nationalinstituts und des Nationalmuseums, und sehe, welches Uebergewicht sie im gelehrten Europa haben müssen. 6)

Wodurch zeichnen sich jetzt die französischen Werke besonders aus? Durch Einfachheit, Deutlichkeit, Ordnung und Kürze. Dazu kommt denn auch die unvergleichliche Deutlichkeit und Bestimmtheit der Sprache, die, so voll Wortspiele sie sonst ist, doch jedes

ich für den größten Diplomatiker des vorigen Jahrhunderts.

6) Wozu das Journal der neuesten Entdeckungen französischer Gelehrten, welches Dr. Friedländer in Paris deutsch herausgibt, den besten Beleg geben kann.

Mißverständniß unmöglich macht. Das gestehen alle Ausländer, worunter ich viele kenne, die deßwegen die Französische Sprache ihrer eigenen vorziehen. Diese ist auch der Grund, warum man oft gesagt hat, nur im Französischen könne man ein gutes Buch schreiben. Doch dieses Urtheil will ich, wie billig, dahin gestellt seyn lassen. Solche Widersprüche und noch mehrere, die, je nachdem sie betrachtet werden, die französische Nation zu der ersten, oder zu einer der letzten machen, geben ihr auf jeden Fall einen Anstrich von Originalität, die bey keiner andern in einem so hohen Grade befindlich ist. Darum glaube ich, daß die Kenntniß des Menschen in Frankreich viel weitläuftiger und verwickelter ist, als irgendwo. —

Als Anhang zum Vorhergehenden muß ich noch erinnern, daß in keiner Sprache eine solche Menge von leichten, witzigen Sachen vorhanden ist; Lustspiele, Possen, komische Romane und Erzählungen, Travestirungen, Epigrammen, Lieder, Fluggedichte jeder Art,

und leider! die größte Anzahl schlüpfriger Sachen, womit ganz Europa überschwemmt wird. Welche sonderbare Erscheinung ist die vom Geist der Gesetze und vom Ver-vert? Von der Encyclopädie und von den Vaudevilles zu gleicher Zeit? Wir haben aber keine Metaphysik! Wie weit dieser Vorwurf gegründet seyn mag, will ich dahin gestellt seyn lassen. Man sagt, unser Condillac hätte doch etwas geleistet. Den Werth der jetzigen Metaphysiker kann ich auch nicht schätzen. Nur ein paar Fragen: Ob die Deutschen, deren viele sich mit ihrer neuen Philosophie so viel zu Gute thun, dadurch irgend einen Vorzug vor den dürftigen Franzosen gewonnen? Ob sie das Feld irgend einer Wissenschaft dadurch mehr als die Franzosen erweitert haben? Endlich, ob sie dadurch bessere, brauchbarere Menschen geworden sind?

Wir haben keine Metaphysik; wir sind kleine, armselige, dürftige Geister, die sich nur an das Einfache, Reine, Helle und —

Nützliche halten: dafür werden aber auch unsre Bücher überall gelesen und — verstanden.

Zum Schlusse verweise ich auf das Urtheil eines der philosophischsten Köpfe vom vorigen Jahrhundert, des Hume, über die Franzosen. — Er sagt, „sie wären seit den „Griechen das einzige Volk, welches zugleich „Philosophen, Dichter, Redner, Geschicht„schreiber, Mahler, Architekten, Bildhauer „und Musiker gehabt hätte; was das Theater „beträfe, so hätten sie die Griechen, die den „Engländern so überlegen sind, übertroffen; „und was das Leben anlangte, so hätten sie „die nützlichste und angenehmste unter allen „Künsten, die Kunst zu leben, die Kunst der „Gesellschaft und der Unterhaltung vervoll„kommt.“ —

Die nachtheiligen Urtheile der Ausländer über den französischen Karakter sind um so ungerechter, da sie in den letzten Jahren eine große Menge Franzosen gesehen, die sich gewiß meistentheils sehr ordentlich aufgeführt

haben. Sie haben niemanden betrogen; sie haben, so arm sie auch waren, pünktlich bezahlt; sie haben keine Unruhen gemacht; und überall wo Franzosen gewohnt haben, höre ich ihr ordentliches und artiges Betragen loben. Man weiß, mit welcher unverdrossenen Ausdauer sie sich zu helfen wußten. Leute aus den angesehensten Familien haben sich mit den niedrigsten Arbeiten befaßt; sie schämten sich keiner Beschäftigung, wenn sie nur dadurch fortkommen konnten; und ich denke, sie machten diesen Handwerken Ehre. Sie lebten bey der mäßigsten Kost, bey Wasser und Brod, bey Kartoffeln, und klagten nicht. Wie viele Kinder haben ihre Aeltern ernährt? Man hat nicht den tausendsten Theil ihrer geheimen, häuslichen Wohlthaten gewußt.

Sie haben nicht, oder sehr selten gebettelt, selbst nicht die aus den niedrigen Klassen. Und wie viele Rheinländer haben sich nicht auf diese Weise erniedrigt? Oft sehr gut gekleidete Männer, mit Uhren, goldenen Ketten und dergleichen versehen, haben sich nicht geschämt

um Almosen zu bitten. Und wenn man ihnen den Einwurf machte, sie könnten wohl arbeiten: Ich bin ein Baron! gaben sie zur Antwort. Ich sah einst einen Emigrirten, der das ärmlichste Ansehen hatte; seine Kleider waren alle lauter Bruchstücke. Er fragte, ob kein Klavier im Hause sey? Man bejahete es; er bat alsdann um Erlaubniß spielen zu dürfen. Weil er aber so elend aussah, so bot man ihm eine Unterstützung an; er schlug sie aus, und sagte, wenn er nicht spiele, so wolle er auch nichts annehmen. Er wurde also hereingelassen, und spielte, zwar hart, aber doch mit vieler Fertigkeit. Er war fürchterlich ernsthaft; der tiefste Gram, ein Zug von Verzweiflung verfinsterte sein Gesicht. Nur zuletzt, als er einige kleine Stücke von seiner eigenen Composition spielte, ward er etwas heiterer. Diese Heiterkeit aber that mir weh; es war ein Sonnenblick durch das Gewitter, ein Rückblick in die glückliche Vergangenheit: Ja damals!

Es ist ein Beyspiel unter Tausenden. Geld haben sie selten angenommen, wenn es auch

von unbekannter Hand kam; und wo sie es annehmen mußten, hat sich in ihnen ein Gefühl geregt, das sie kaum unterdrücken konnten. Ich rede durchgängig von denen, die noch so gesund und jung waren, daß sie sich selbst auf irgend eine Art helfen konnten. Ich kenne solche, die selbst von ihren Freunden durchaus nichts annehmen wollten. Man hat aber auch Beyspiele von Kranken und Greisen, die allen fremden Beystand ausschlugen. Beydes kann man vielleicht Eigensinn nennen: es ist aber doch auf jeden Fall Abscheu vor Erniedrigung.

Ich weiß es, das Betragen Einiger ist keineswegs lobenswerth. Koblenz ist ein Name, den ich nicht gerne nennen höre, da er an manchen Unfug, an manches Aergerniß erinnert, von dem zu wünschen wäre, es wäre nie geschehen. Warum hat aber der Fürst so etwas erlaubt, geduldet? War er denn nicht mehr Herr in seinem Lande? Ein Theil der Schuld fällt indessen auf die damaligen Umstände, und auf die Gährung, die die über-

spannten Gesinnungen hervorgebracht hatten. Wie gingen sie mit den Ihrigen um? Würden die, die etwa nicht so übertrieben waren, nicht ordentlich vor das Gericht gefordert, und, nach Untersuchung ihres Betragens in Frankreich, oft ausgeschlossen? — So ging es dem bekannten D'Arcet, der unwillig über dieses Betragen, zurückkehrte, und den Republikanern einige nicht unwesentliche Dienste leistete. Wer irgend einen Posten verwaltet hatte, wenn auch nur die Stelle eines Maire, und die größtentheils sehr unschuldige Stelle eines Obersten der Nationalgarde, der wurde auch in andern Zusammenkünften scheel angesehen.

Man sagt, an einigen andern Höfen wären sie so anmaßend gewesen, daß sie in manchen Stücken fast Gesetze vorgeschrieben hätten. Schlecht genug von dem Fürsten, der sich von seinen Gästen beherrschen läßt!

Man sagt, unter denen, die den Handel getrieben, seyen viele, die sich auf eine undankbare und schelmische Art betragen haben. Ich will es nicht läugnen, auch keineswegs entschul-

digen. Nur Eins muß ich anmerken: Sobald die Armuth zwischen der Ehrlichkeit und dem Gewinn steht, so ist immer zu befürchten, die menschliche Schwachheit werde sich nach dem Gewinn wenden.

Auch in Hamburg haben sich Einige zu den schändlichsten Handwerken erniedrigt. Und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn unter so vielen Tausenden, die sich zuletzt dort aufhielten, eine kleine Anzahl sich schlecht zeigte. Denn hier, wie in Koblenz, wie fast überall, schadete die kleinere Zahl der Schlechten, der größern Zahl der Guten. Jene wird man leichter gewahr, weil sie mehr Lerm, mehr Aufsehen machen; weil sie, wie es nun ihre Natur mit sich bringt, sich über alles hinaussetzen, von keinem Gesetze, von keiner Ordnung und Sittlichkeit wissen können und wollen u. s. w. Der Redliche hält sich stille, fügt sich in alles, was recht und billig ist, und sucht nicht auf Kosten seiner Mitmenschen zu glänzen. Die Tugend bemerkt man kaum, weil sie einförmig ist; das Laster muß in die Augen fallen, weil es aus

lauter Ausschweifungen und Sprüngen besteht. Von einem Vatermörder spricht man Jahre lang, und tausend Kinder, die ihre Aeltern im Herzen tragen, erwähnt man nicht.

Diese Meynung hat man auch in Frankreich gehabt. Man mag sich über den Abstand zwischen dem Prunk, dem Stolze einiger Adeligen und ihrer Demüthigung lustig gemacht, und hier und da einzelne schlechte Handlungen gerügt haben. Die unparteyischen Beobachter ließen ihnen doch Gerechtigkeit wiederfahren, und bewunderten die edle Beharrlichkeit, womit sie sich aus den Trümmern ihrer zerstörten Herrlichkeit heraus zu arbeiten suchten, und nach dem ersten besten Brete in ihrem Schiffbruche griffen.

Darum war es vielleicht nicht edel und großmüthig, daß sie zu einer Zeit, wo selbst die Stolzesten gedemüthigt worden waren, von einigen Schriftstellern im Allgemeinen so hart mitgenommen wurden. In Frankreich lasse ich es wegen der Erbitterung der Gegenpartey noch gelten: aber im Auslande! —

Die Geschichte muß Wahrheit sprechen, und ohne Rücksicht und Schonung sprechen: der Spott aber ist grausam. Als der unglückliche 7)

7) Unglücklich, sage ich; denn wahrlich er war der Bösewicht nicht, zu dem man ihn gemacht hat. Von seinen Talenten, die ihn zu einem der ausgezeichnetsten Redner in der ersten Versammlung machten, sage ich nichts. Er war von Natur nicht sanft, er war so gar hart, aber kein Unmensch. Jene mit Recht so berüchtigte Aeusserung: Ce sang est il donc si pur u. s. w. war kaum geschehen, als er sie schon bereuete; und bis an sein Ende hat er sie bereut. In den ersten Sitzungen der Generalstaaten hielt er sich an die gemäßigte, die einzige gute Partey. Als die Anarchisten aber die Oberhand gewannen, und er sah, daß seine Partey, eben so gut als die aristokratische, verdrängt werden mußte, so schlug er sich zu jenen; und zwar nicht aus Furcht, wie mancher sonst edle Mann, sondern weil er nicht gedrückt werden wollte. Er war sehr ehrgeitzig, und dieser Ehrgeitz war es, der ihn so weit aus seiner Sphäre herausriß. — Wenn er übrigens seine Fehltritte nicht wieder gut machte, so

Barnave zu Paris in Ketten lag, wurde er von einem Freunde besucht, der einige Umstände berührte, deren Erinnerung für jenen peinlich seyn mußte: Ne me parle pas de cela, unterbrach ihn B. mit sanfter, rührender Stimme, je suis malheureux!

Viele haben die Auswanderung in so weit getadelt, daß sie meynten, man hätte im Innern mehr wirken können. Wenn man dasjenige, welches ich über den Gang der Revolution, den Enthusiasmus der niederen, den Zwiespalt in den höhern Klassen, den Eifer der

lag es größtentheils an der Unentschlossenheit des Hofes. — Zum unläugbaren Beweis, wie hart er gewesen, erzählt man, er habe seinen todten Bruder abgezeichnet. Ja, wenn er ihn so abgezeichnet hätte, wie jener Maler die Septembrisirten! Er liebte aber seinen Bruder herzlich; und so viel es auch kosten mag einen geliebten Todten zu malen, so begreife ich doch, daß man sich so weit Gewalt anthun kann; und es ist allerdings ein Beweis von Anhänglichkeit: denn sonst konnte er doch Todte genug zu malen finden.

Truppen, die Absonderung der Häupter der Gegenpartey von einander, die Unzuverlässigkeit des Hofs u. s. w. sagte, gefaßt hat, so brauche ich diesen Vorwurf nicht noch erst zu widerlegen.

Andere aber meynen, sie hätten gar nicht weggehen sollen. Ich läugne nicht, daß viele blos auf Anrathen ihrer Verwandten und Freunde, aus Antrieb ihrer Vorgesetzten, aus der einmal angenommenen Meynung, sie kämen sonst um ihre Ehre, endlich vielleicht auch weil — es Mode war, auswanderten. Viele hingegen mußten weg; man steckte ihnen die Häuser über dem Kopfe an, sie wurden mit Feuer und Schwerdt verfolgt. Was war da zu thun? Sich wehren? Ja, wehren soll man sich, so bald es Pflicht und Ehre gebieten, wenn man auf seinem gesetzlichen oder militairischen Posten steht. Soll man sich aber auch gegen hundert Mordbrenner wehren? Ist Ehre, Erfüllung einer Pflicht, oder irgend ein Nutzen dabey? Oder sollten sie sich etwa mit sämmtlicher Familie unter den Trümmern ihrer Schlösser begraben?

Es ward aber von der Jakobinischen Partey auf die Vertreibung der angesehensten und reichsten Familien abgesehen; man wollte sie weg haben. Denn daß sie sich so leicht unterwerfen würden, war nicht zu hoffen; und man konnte schon berechnen, daß von ihnen weniger auf der Gränze, selbst mit auswärtigen Heeren, zu besorgen seyn würde, als wenn sie im Lande blieben.

Die Emigrirten dürfen indessen nicht über ihre Behandlung im Auslande klagen. Von den harten Mißhandlungen, die sie in einigen Gegenden Westphalens und wenigen andern Ländern erleiden mußten, so wie von ihrer Nichtaufnahme in einige, wo sie mit Recht auf eine Zuflucht rechnen durften, will ich ganz und gar schweigen. Hingegen die Behandlung, deren sie sich in den meisten Orten, wo sie sich aufhielten, erfreut haben, kann ich nicht hinlänglich rühmen. Ein protestantischer Fürst, der sie anfänglich nicht aufgenommen hatte, bot ihnen, als sie von einem katholischen Fürsten vertrieben wurden, eine Zuflucht in seinem

Staate an, und sagte zu diesem: Wohlan! weil Sie der Levite sind, so werde ich der Samariter seyn. Und er hat redlich Wort gehalten. An Unterstützungen, an Wohlthaten hat es nie gefehlt; freundliche Tröstungen haben sie selten vermißt. Viele wurden als Brüder, als Kinder im Hause behandelt. — Welche Belohnung für ihr Betragen! Welcher süße Ersatz für das Verlorne! O könnte ich das, was mancher in seinem Herzen fühlt, ausdrücken! Die herzliche Dankbarkeit aber ist stumm; der Wohlthäter findet in sich die süßeste Belohnung: sie aber fühlt, und — schweigt.

Ich werde hier kein besonderes Lob des Franzosen machen. An dem Vorhergehenden hat man genug. Den französischen Gecken, oder den schlechten Franzosen, d. h. den, der über alles, auch wo er der Sache ganz unkundig ist, so gerne abspricht, der, wie vormals die Griechen, alle andere Völker so gerne für Barbaren erklärt, der durch sein ungestümes Wesen, durch seine süßlich grobe Sprache so

ekelhaft ist, und dabey so einbildisch, daß er wähnt, er dürfe nur erscheinen, um jeden, selbst den Gelehrten zu verdunkeln, und jede Dame in sich verliebt zu machen — diesen erkläre ich für das unerträglichste Geschöpf in der Welt. Für das unerträglichste: denn z. B. der schlechte Engländer ist in so weit noch besser, daß er wenigstens — schweigt. — Den guten Franzosen hingegen, der gerade von allem dem das Gegentheil ist, und der im Umgang eine Zartheit hat, die in andern nicht leicht zu finden ist, den möchte ich fast für die beste Art Menschen halten. Man sieht hieraus, wie höchst albern und abgeschmackt jenes Kompliment ist, welches man oft im Auslande, vorzüglich in Deutschland, einem gesetzten Franzosen macht: Sie sind kein Franzose! — Sie sind ein Deutscher! Was will man damit sagen? Sie haben nicht die Fehler Ihrer Nation; Sie sind so gut, daß man glauben sollte, sie gehörten zu einer Nation, die besser ist, als die Ihrige. — Man meynt es recht gut: Sie sind ein vortrefflicher Mann! Dieß ist das

Thema. Aber die Aeußerung ist einfältig. Man will den Mann loben, und beschimpft seine Nation. Wer nun die Nation beschimpft, der beleidigt auch den Mann, der ein Theil dieser Nation ist; denn man muß doch voraussetzen, daß ihm seine Nation viel lieber ist, als irgend eine andere; und man soll Niemanden auf Kosten dessen, was er vorzüglich liebt, loben. Selbst ein Lappländer würde es kaum ertragen, wenn man ihm in diesem Sinne sagen wollte: Sie sind kein Lappländer! — Sie sehen aus wie eine Französinn! sagte einst ein Franzose zu einem deutschen Frauenzimmer. Wie albern!

Mögen die Vorurtheile, die die Völker trennen, bald vertilgt, und beyde Nationen, die französische und die deutsche, die so viel Vortreffliches haben, bald näher an einander gebracht werden!

Zusatz.

In dem Briefe, den ich am Ende des zweyten Theils übersetzt habe, steht folgende Anekdote einzeln. Ich hatte sie übersehen, und sie verdient so gut als irgend eine andere angeführt zu werden. Sie mag S. 131. nach Z. 6. stehen.

Es lebt hier in der Nähe eine Pachtersfrau auf einem Gute der Frau V. Während diese in Paris gefangen saß, nachdem ihr Mann war guillotinirt und alle seine Güter eingezogen worden, hat jene beständig der Republik und ihrer Herrschaft den Pacht bezahlt, d. h. zweymal jeden Termin. Sie hat das Geld nachher von der Wittwe durchaus nicht zurück nehmen wollen. Den hülflos zurück gelassenen Kindern schickte sie das nöthige Korn, kaufte ihnen Kleider und alles Erforderliche, selbst Fächer für die Mädchen; sie sind daran gewöhnt, meinte sie.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duvau, August

Wie fand ich mein Vaterland wieder im Jahre 1802

Leipzig 1803

Gall.rev. 317
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10421678-3